

Der Fuchs und die Enten.

Fabel von

Victor Blüthgen.

Mit einer Original-Zeichnung von Guido Hammer.



Zwei wilde Enten hielten friedlich
Die Sommerrast bei einem Teich.
Das Wasser war an Fischen reich,
Nicht fehlten Frösche, zart und niedlich.
Der Freunde Ruh blieb ungestört;
Sie schwammen, flogen, wie sie wollten,
Bis, wenn der Abend eingelehrt,
Zum Schlaf sie in das Schilf sich trollten.

Sie hatten niemals sich entzweit,
Wiewohl sie gerne disputirten;
Doch endlich kam's zu heft'gem Streit,
Den sie im Ufergrase führten.
Die eine hieß die andre „Narr“;
Die nahm alsbald den Freund beim Kragen,
Und dieser, erst vor Schrecken starr,
Ermannete sich um zuzuschlagen.
Sie rauchten sich und bissen sich
Und schmetterten wie zwei Trompeten;
Bald war am Boden jämmerlich
Kingsum das grüne Gras zertreten.

Wer weiß, wozu es noch gekommen,
Wenn nicht ein Fuchs, der seitwärts schlich,
Von ohngefähr den Zank vernommen.
„He,“ rief er, „Freundchen, zähl' auf mich, —
Halt' ihn nur fest, ich bringe Hilfe;
Dich „Narr“ zu nennen! Unerhört!“
Und eiligst sprang er her zum Schilf.

Die Ente, so im Kampf gestört,
Rief rasch den Gegner los und sprach:
„Halt, alter Spitzbub', nur gemach!
Du wirst vom Zank nichts profitieren.
Dem Freund sei, was er sprach, verziehn;
Wie sollt' ein Wort ihn mir entführen!
Zu oft als Freund erprobt' ich ihn.
Doch Dank dir, den zu rechter Frist
Der Himmel mich zu mahnen wählte,
Wie weit ein Feind verschieden ist
Vom Freund, der sich einmal verfehlte.“

Sie flog empor, der Freund schoß in den Grund,
Der Fuchs kam an — und wischte sich den Mund.

Zwei deutsche Ritter.

Von

Fedor von Höppen.

Mit Original-Zeichnung von August von Heyden.



Glänzende, waffenstolze Zeiten waren es, als die Burgen, deren bemooste Trümmer wir hier und dort an waldigen Bergeshöhen liegen sehen, noch mit Mauern, Zinnen und Thürmen trutzig über das Land ragten. Waffen und Rüstungen schmückten die Wände der Halle; in den Ställen stampften edle Rosse streitmuthig den Boden. Gastlich öffnete sich das Burghor dem Verfolgten und Hülfe Suchenden; willkommen war der Sängler, der die Kunde von fernen Landen brachte und in Helbengefängen die Thaten der Vorfahren pries. War aber der Burgherr mit mächtigen Nachbarn in Fehde gerathen, dann blieb die väterliche Burg sein Trug und Trost, die letzte Zuflucht für ihn und seinen Anhang. Denn der Ritter verteidigte sein Recht mit dem Schwerte und kannte keinen Richter über sich als den Kaiser, den mächtigsten Herrscher der Christenwelt. Wenn der Kaiser den ritterlichen Heerbann zum Schutze des Reiches aufbot, dann zogen sie mit Rossen und Reifigen, gewaffnet und gerüstet, von ihren Burgen herab, um in ritterlichen Kämpfen neuen Ruhm und Ehre zu erwerben. Denn die träge Ruhe war dem Ritter verhaßt, Kampf war der Athemzug seines Lebens.

Hochangesehen vor allem Volke war der Stand des Ritters, so lange er es als seinen höchsten Beruf erkannte Gott zu dienen, dem Schwachen beizustehen und die edlen Frauen zu schützen. Aber es blieb nicht so. Viele überhoben sich trutzig über ihres Gleichen und vergeubeten ihre Kraft in nutzlosen Einzelfehden. Ueber die Ritter erhoben sich wieder die Landesfürsten, welche ihre Hausmacht allmählich erweitert hatten und sogar der kaiserlichen Macht Schranken zu setzen suchten. In den betriebsamen Städten aber wuchs ein wohlhabender Bürgerstand heran, welcher den Handel mit den fernsten Plätzen der Welt unterhielt. Auch war es die ritterliche Waffe nicht mehr allein, mit welcher die Kämpfe ausgefochten wurden. Seitdem jenes Mönchlein aus Freiburg im Breisgau die ihm von vielen beneidete Erfindung des Pulvers gemacht hatte und dieses eine immer weitere Anwendung für die Fernwaffen fand, zog auch der Fußkämpfer mit Arkebuse oder Hand-

rohr neben dem geharnischten Ritter in's Feld. Dadurch verlor das Ritterthum an Bedeutung und sittlichem Werthe. Nicht mehr Ruhm und Ehre waren das Ziel des Strebens, sondern Reichthum und Beute. Neidisch sah der Ritter von seiner Burg auf den wachsenden Wohlstand der Städte, auf die langen Waarenzüge, welche die Handelsstraßen bedeckten. Viele gingen dem Stegereif und Wegelagern nach; sie überfielen und plünderten die Wagen des Kaufmanns auf der Landstraße oder sie zogen die Kette durch den Fluß, um von den Schiffen den Zoll zu erheben. Andere suchten durch Fehden, die sie auf eigene Hand führten, Beute zu gewinnen oder Lösegeld zu erpressen. Wieder andere entsagten ihrer Eigenschaft als freie Reichsritter und unterwarfen sich der Gewalt der Landesfürsten. Da gerieth mancher in Verarmung, dessen Vorfahren aus goldenen Schüsseln gespeist hatten; es mußte sich mancher zu dienen bequemen, der früher das Haupt gar hoch getragen.

In dieser Zeit der Entartung gab es aber auch solche, in denen die Ueberlieferung von der alten Reichsherrlichkeit und den hohen Aufgaben des Ritterthums fortlebte. Zwei Männer begegnen uns vor allen auf der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit, die uns das Bild des kämpfenden deutschen Ritters ohne Furcht und Zagen noch einmal vor die Seele führen. Ihre Namen sind Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen. Weider Geburtsstätten lagen fern von einander und ihre Lebenswege nahmen eine sehr verschiedene Richtung. Dennoch ist es nicht Zufall, sondern der eigenthümliche Lauf der Geschichte, was beide als gereifte Männer im großen weltgeschichtlichen Kampfe des sechzehnten Jahrhunderts auf derselben Seite zusammenführt.

Ulrich von Hutten ward auf der Stadelburg bei Schlüchtern (unweit Fulda im Hessischen) geboren (21. April 1488). Das berühmte altfränkische Rittergeschlecht, dem er entstammte, war wie so manches andere der Zeit in Verarmung gerathen, so daß Besitz und wahre Bedeutung desselben von seinem alten Ruhme beschämend abstachen. Der schwächliche Knabe ward von seinem Vater für den geistlichen Stand bestimmt und in seinem achten

Jahre in das Kloster zu Fulda gebracht. Hier lernte er viele Dinge, die ihm für sein späteres Leben wohl zum Nutzen gereichten; aber ihm selbst wolte es bei seinem jugendlich aufstrebenden Geiste bedünken, daß er seiner Natur nach zu einem anderen Stande bestimmt sei. Er sehnte sich aus der Enge der Klostermauern hinaus in die weite, unbekannte Welt. Da seine Vorgesetzten ihn einzuschüchtern und festzuhalten suchten, so entschloß der sechzehnjährige Knabe sich zur Flucht.

Gerade um dieselbe Zeit (1505) flüchtete ein anderer Mann, dem wir im Laufe unserer Darstellung noch öfters begegnen werden, der schlichte Bergmannssohn aus Eisleben Martin Luther, vor dem Geräusche der Welt in das Kloster, um sich einem stillen, gottgefälligen Wandel hinzugeben.

Es herrschte damals ein reges geistiges Leben im deutschen Volke. Mit Eifer begann man die Sprache und Bildung der alten Völker, der Griechen und Römer, zu studieren. Neue Wissenszweige wurden gepflanzt und in vielen Städten Lehrstühle errichtet, an welchen das Studium der Alten zugleich als Mittel zur geistigen Veredlung, zur Hebung der Willensstärke, Vaterlandsliebe und Bürgertugend betrieben wurde. Diese neue wissenschaftliche (humanistische) Bildung, welche von demjenigen, was an den Klosterschulen gelehrt ward, in vielen Stücken sehr verschieden war, hatte für den jungen Hutten einen unwiderstehlichen Reiz. Aber das Lernen wurde damals einem wißbegierigen Schüler nicht so leicht gemacht, als heutzutage geschieht. Unter vielen Leiden und Entbehrungen suchte der „fahrende“ (d. h. wandernde) Schüler den Ort auf, wo eine lateinische Schule war. Dort angekommen war er verpflichtet in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anspruch nähme. Die Lehrbücher waren schwer zu erwerben; denn ein gedrucktes Buch war theuer. Oft schrieben die Knaben den Inhalt desselben sich ab. Die Schulen wurden häufig gewechselt. Vielen wurde das Herumlaufen auf der Landstraße zur Hauptsache und die Jugendjahre vergingen für manchen in einem wüsten Umhertreiben. In den Wirthshäusern sahen die Knaben allerlei Nothheiten, und auf der unsicheren Landstraße waren sie selbst vieler Ungebühr ausgesetzt. So manches Mutterkind, das mit aufrichtigem kindlichem Streben nach einem rechten Ziele hinarbeitete und es gerne zu etwas Tüchtigem bringen wollte, verkam elend hinter dem Zaune oder in dem Siechhause einer fremden Stadt. Umsomehr muß man sich über die

Kraft und Ausdauer derjenigen freuen, die unter solchen Schwierigkeiten von unten herauf sich zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben.

Auch unsern Hutten ließ seine Jugend hart und freudlos an. Es wohnte in ihm ein unruhiger Geist und ein unwiderstehlicher Trieb, die Welt nicht bloß aus Büchern, sondern aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als ein fahrender Schüler zieht er in fernen Ländern umher und taucht bald an dieser, bald an jener Schule auf, so in Erfurt, Köln, Frankfurt a. D. Vieles Ungemach trifft ihn während dieser unstätten Jahre, Hunger, Entbehrung und Krankheit. Aber wo ein schwacher Mensch unter dem Drucke der Lebensorgen zusammenbricht, da nimmt ein starker Wille das Schicksal in die eigene Hand. An dem Widerstande des Lebens wächst seine Kraft und nach jedem Unglücksfalle rafft er sich empor zu neuem Lebensmuth und tapferem Ausdauern. Auf solche Weise bildet sich der Charakter des Mannes.

Es ist eine klägliche Gestalt, in welcher der jugendliche Flüchtling in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre uns am Gestade der Ostsee begegnet, um an der Hochschule zu Greifswald Beistand und geistige Fortbildung zu suchen. Krank und elend, von allen Mitteln zum Lebensunterhalt entblößt, klopft er an arme Bauernhütten um ein Stück Brod und ein Nachtlager. Abgewiesen vor der Thüre, muß er oft den harten Boden im Freien zu seinem Pfühl nehmen. Unter vielen Mühseligkeiten erreicht er endlich Greifswald. Hier wird er in der Hochschule unentgeltlich als Schüler eingetragen und findet in dem Hause eines wohlhabenden Bürgers, des Professor Löh, Aufnahme.

Durch seinen geweckten Geist und seine Wißbegierde, sowie durch sein Talent im Entwerfen lateinischer Verse verstand es der junge Hutten sich schnell Gönner zu verschaffen; aber es lag auch in seiner Natur etwas Auffälliges und Geharnischtes, wodurch er sich die gewonnene Gunst leicht wieder verscherzte. Professor Löh hatte wohl auf eine größere Dankbarkeit seines Schütlings gerechnet, vielleicht auch gehofft, von den Eltern des jungen Ritters für die Aufnahme und freundliche Behandlung, die er ihm gewährt, durch reiche Geschenke belohnt zu werden. Als er sich getäuscht sah und außerdem erfuhr, daß der letztere gegen den Willen seines Vaters aus der Klosterschule zu Fulda geflüchtet sei, entzog er ihm seinen Schutz.

Da zog der junge Hutten wieder die Wanderschuhe an und begab sich auf den Weg nach Rostock, dort seine Studien fortzusetzen. Es war strenger Winter

(Dezember 1509), als er, von einer Krankheit kaum genesen, seine Wanderung antrat. Sein Bündel mit Habseligkeiten am Stabe auf dem Rücken tragend, schritt er frohgemuth des Weges, in der Hoffnung an dem neugewählten Orte eine bessere Zuflucht zu finden, als ihm in Greifswald vergönnt gewesen. Als er soeben über einen gefrorenen Sumpf an einer Weidenpflanzung entlang ging, brachen aus dem Gebüsch plötzlich mehrere Reiter hervor und riefen ihm mit drohender Stimme Halt! zu. Sie waren ihm von Lög nachgesandt worden, um ihm die warmen Oberkleider abzunehmen, für die er die Bezahlung noch schuldig geblieben war. Da half kein Bitten und Widerstreben. Einer setzte ihm sogar die Hellebarde auf die Brust und drohte ihn niederzustossen, wenn er nicht schwiege. Sie zogen ihm die schützenden Kleider vom Leibe, nahmen ihm unter Spott und Hohn seinen einzigen Schatz, die Bücher und Gedichte, die er im Bündel bei sich trug, und ließen ihn halb entblößt an der Landstraße liegen.

Unter vielen Beschwerden erreichte Hutten endlich Rostock, wo ein freundlicherer Stern für ihn aufzugehen schien. Später sehen wir ihn noch an anderen Hochschulen, in Wittenberg, Olmütz und Wien, mit Eifer sich den Studien widmen. Aber das Ziel seiner Sehnsucht war Italien, welches als das Mutterland der neuen Bildung galt. Hier traf der vierundzwanzigjährige Mäusenjohn zu einer Zeit ein, welche den Wissenschaften wenig hold war. Der Kaiser, die Franzosen und der Papst stritten um die Oberherrschaft in Italien. Keiner gönnte dem anderen den Besitz des schönen, fruchtbaren Landes. Soeben war ein Heer von deutschen Landsknechten über die Alpen gezogen, um die Republik Venedig für den Kaiser zu bekriegen (1512). Die Franzosen nahmen den Anschein sie zu schützen, um sie für sich selbst zu erobern, und der Papst schürte die Zwietracht zwischen Deutschland und Frankreich, um daraus Nutzen für seine weltliche Herrschaft zu ziehen. In allen Städten Italiens, namentlich auch in Pavia, wo Hutten seine Studien begann, herrschte kriegerisches Getümmel und der Lärm der Waffen schallte bis in seine Studierstube hinein. Da wallte das ritterliche Blut seiner Vorfahren mächtiger in ihm und er nahm Kriegsdienste im Heere des Kaisers. Aber auch im Feldlager legte er die Feder nicht nieder. Er richtete flammende Gedichte an den Kaiser und besang die Kriegsthaten des Heeres, oder er geißelte in witzigen Spottversen den Uebermuth der Feinde. Er verglich die Venezianer mit dem Frosche, der sich aus den Sümpfen hervorwagt, um auf trockenem Lande zu quaken, und er verspottete die

Franzosen unter dem Bilde des Hahns, der mit blutigem Kämme und zerrautem Gefieder vor dem Adler flieht, über den er sich emporzuschwingen vermessen hatte. Auch vom Papste gewann er eine andere Vorstellung, als er sich daheim gebildet; er fand „statt des Hirten einen Wolf, statt des Friedensboten einen Kriegsmann, der in Stahl gehüllt, mit zornigem Auge unter der finsternen Stirne, den Brand schürt anstatt ihn zu löschen, und der an allem weltlichen Treiben Theil nimmt.“

Mit einem reichen Schatz von Erfahrungen kehrte Hutten aus Italien nach Deutschland zurück. Er hegte den innigen Wunsch sich mit dem Vater zu versöhnen, der ihm noch wegen der Flucht aus dem Fuldaer Kloster grollte; aber er fand auf der väterlichen Burg nicht die gehoffte Aufnahme. Der alte Ritter auf der Stadelburg war ein starrsinniger Herr, der von der Federweisheit nicht viel hielt. Wenn der Sohn sich durch Stegereisfreiten einen gefürchteten Namen gemacht hätte, — er würde ihm vielleicht verziehen haben; daß er aber als ein „namenloser Niemand“ von Lande zu Lande zog, war ihm kränkend. Ulrich von Hutten gehörte bereits einem neuen Ritterthume an, das der Alte nicht begriff; sein Streitroß war die Wissenschaft, seine Lanze das Wort. Es waren keine Tage der Erholung, welche Ulrich auf der Stadelburg verlebte. Der Vater war hart gegen ihn; nur die zärtliche Mutter zeigte ihm die unveränderte Liebe und Treue.

Im Einverständniß mit dem Willen seines Vaters ging Hutten zum zweiten Male nach Italien (1515), um in Rom das Rechtsstudium zu treiben und nach dem Doctortitel zu streben. Auch dieses Mal waren ihm die Verhältnisse nicht günstig. Der junge König Franz von Frankreich hatte sich soeben in den Besitz von Mailand gesetzt und Kaiser Maximilian zog mit einem Heere heran, um ihn daraus zu vertreiben. Aber er kam nicht weit vorwärts, denn es fehlte ihm an Gelde um seine Landsknechte zu besolden, und er mußte endlich unverrichteter Sache wieder abziehen. Da schwoll den Wälschen der Kamm.

Ulrich von Hutten mußte in Rom so manches sehen und hören, was sein deutsches Herz empörte und seinen Zorn entflammete. Sie malten ein Zerrbild vom deutschen Kaiser, wie er, auf einem Krebsse reitend, nach Rom strebte, und sie zündeten bei Tage Laternen auf den Straßen an, um — wie sie sagten — „den Kaiser zu suchen“.

Eines Tages ritt Hutten von Rom nach der Stadt Viterbo, als gerade ein Gesandter des Königs von Frankreich an den Papst durchreiste. In dem Wirthshause, wo der Ritter einkehrte, saßen fünf

Franzosen aus dem Gefolge des Gesandten. Sie gekehrten sich beim Weintruge, als ob sie die Herren der Welt wären, und redeten in verächtlichen Ausdrücken vom Kaiser. Da fuhr der Ritter an sein Schwert und forderte Genugthuung. Als bald fielen die fünf anderen über ihn her und zückten die Schwerter gegen ihn. Hutten aber stach den nächsten, der Uebles vom Kaiser geredet hatte, nieder und erwehrte sich, den Rücken gegen die Wand gelehnt und schon an der linken Wange blutend, mit deutschen Hieben so tapfer der vierwälschen Schwerter, daß die prahlerischen Wothelben die Flucht aus dem Wirthshaus ergriffen. *)

Nach diesem Vorfall, so sehr er Hutten zur Ehre gereichte, war für ihn in Italien, wo jetzt die Franzosen die Oberhand hatten, nicht des Bleibens mehr. So kehrte er denn abermals nach Deutschland zurück, ohne den Doctortitel erlangt zu haben; aber eine viel höhere Auszeichnung sollte ihm im Vaterlande zu Theil werden.

Der deutsche Kaiser Maximilian befand sich zu derselben Zeit in der freien Reichsstadt Augsburg, als Hutten auf der Rückreise von Italien daselbst eintraf und in dem Hause des reichen Patriziers Konrad Peutinger gastfreundliche Aufnahme fand. Durch diesen wurde der Kaiser auf den jungen Ritter aufmerksam gemacht, der allezeit so tapfer mit Schwert und Feder für Kaiser und Reich eintrat. Er beschloß, ihm in ehrender Anerkennung seiner Verdienste die Dichterkrönung zu Theil werden zu lassen. Die schöne und tugendhafte Tochter des Wirthes von Hutten, Constanze Peutinger, hatte daheim den Lorbeerkrantz für ihn geslochten und Peutinger selbst führte seinen Gast mit glänzendem Geleite dem Kaiser zu (12. Juli 1517). Dieser aber setzte ihm in Gegenwart seines ganzen Hofstaats den Kranz auf's Haupt. „Weil Hutten so viele Verdienste um die Wissenschaften habe,“ sprach der Kaiser, „auch aus Liebe zu den Wissenschaften die Heimath verlassen, viel Ungemach erduldet und Gefahren um ihrethalben bestanden, und weil er zu dem angebornen Adel des Geschlechts auch den durch die besten Studien erworbenen hinzugefügt, so erachte er ihn hoher Auszeichnung würdig und ernenne ihn unter Verleihung des Lorbeerkranzes und des goldenen Ringes zum Dichter und Redner.“

In Deutschland hatten sich unterdessen Dinge zugetragen, die auch unsern Ritter auf's nächste an-

gingen. Herzog Ulrich von Württemberg, der wilde und jähzornige Herr, hatte seinen Stallmeister Hans von Hutten, den Vetter Ulrichs, im Walde meuchlings erschlagen. Da fuhren alle Hutten in Harnisch und verschworen sich zu einer furchtbaren Rachefehde. Ulrich von Hutten ergoß seinen Zorn in feurige Reden und stellte die Sache der Hutten als eine gemeinsame Sache der gesammten deutschen Ritterschaft dar, welche durch den Anwachs der Fürstenmacht bedroht sei. Viele Ritter aus Franken und Schwaben schlossen sich den Hutten an. Der mächtigste unter ihnen war der Ritter Franz von Sickingen. Mit diesem schloß jetzt Ulrich von Hutten einen folgenreichen Freundschaftsbund.

Franz von Sickingen stammte, wie Hutten, aus einem alten Rittergeschlecht. Er war auf der Ebernburg bei Kreuznach geboren (1481), unter den Erinnerungen an die alte Reichsherrlichkeit aufgewachsen und im Wassenwerk erzogen. Er hatte das Fürstenregiment, weil er die Gefahren erkannte, welche von diesem für die Macht der Reichsritter drohte. Er liebte auch die Städte nicht; denn ihm schien, als ob der große Wohlstand derselben Erschlaffung und Verweichlichung im Gefolge habe, die alten guten Sitten gefährde und die Kraft des Ritters lähme. Er verachtete den Stegereisritter, der die Landstraßen unsicher machte und der ritterlichen Ehre Schaden that. So stand der junge Held, mit allen ritterlichen Tugenden seiner Ahnen geschmückt, allein in einem Zeitalter, das er nicht begriff. Auch er liebte den Kampf, aber durch alle Fehden, die er führte, ging ein großartiger Zug. Seine Burgen, die Ebernburg und Landstuhl, standen in dem Rufe als „Herbergen der Gerechtigkeit“, wo Gottesfurcht und Menschenliebe, Rechtschaffenheit und Tugend herrschten, Habsucht und andere Laster verbannt waren, wo die Männer rechte Männer wären, Pferde und Wassen im Werthe, Faulheit und Feigheit in Verachtung ständen.

Das ist eine glückliche Fügung und ein erhebender Anblick, wenn zwei Männer, die von gleichem edlen Streben nach hohem Ziele beseelt sind, sich im Leben zusammensinden und die Hände reichen. Ein solcher Bund schließt sich von Tage zu Tage fester, er überdauert die Prüfungen im Unglück und er widersteht der Versuchung im Glücke. Sickingen war seinem jüngeren Freunde an Reichthum, Macht und Einfluß eben so überlegen, als dieser ihn an Geist und Bildung überragte. Beide hegten für einander aufrichtige Achtung und Zuneigung, welche während des Feldzuges noch gesteigert wurden. Sie wohnten im Feldlager in demselben Zelte und

*) Der Leser vergleiche über diesen Vorgang das in folgendem Heft mitgetheilte Gedicht von Julius Sturm mit Original-Zeichnung von Anton v. Werner.

tauschten da wohl manchen klugen und kühnen Gedanken.

Der Kriegszug nahm einen schnellen Verlauf. Der auch vom Kaiser geächtete Herzog wurde landesflüchtig und durfte erst viele Jahre später in sein württembergisches Erbland zurückkehren*). Die Freundschaft der beiden Ritter aber sollte noch manche Probe bestehen.

Das ganze deutsche Volk war zu der Zeit in große Aufregung versetzt. In Wittenberg hatte der Augustinermönch Dr. Martin Luther seine fünf- und neunzig Streit- und Lehrsätze an die Thüre der Schlosskirche geheftet (31. Okt. 1517) und predigte mit gewaltigem Wort gegen die Mißbräuche und Irrlehren der römischen Kirche. Ulrich von Hutten hatte in Rom mit eigenen Augen das gottlose Treiben des Papstes und der Kardinäle gesehen, welche in Hochmuth und weltlicher Lust die Gebote Gottes vergaßen. Nichts empörte sein deutsches Herz mehr, als daß das deutsche Volk die Abhängigkeit von dieser römischen Priesterherrschaft ertragen und daß das Geld, mit welchem seine Landsleute sich Ablas für ihre Sünden erkaufte, dazu dienen mußte, um den üppigen Hof der römischen Prälaten zu unterhalten. Oft genug hatte er in lateinischen Reden und Versen gegen dieses Unwesen geeifert, — jetzt hörte er eine Stimme, welche in den einfachen Lauten der Muttersprache zum Herzen und Gewissen des deutschen Volkes redete, und was das Mönchlein in Wittenberg predigte und schrieb, dächte ihm die reine, lautere Wahrheit. Da fühlte er, daß der feste Glaube des einfachen Mannes höher steht und mehr vermag als alles gelehrte Wissen. Eifrig studierte er Luthers Schriften und trat mit seiner ganzen stürmischen Natur in deutscher Sprache, in Versen und in ungebundener Rede für Luthers Sache ein. Er warf der römischen Priesterchaft, so mächtig und einflußreich sie war, offen den Fehdehandschuh hin und nahm in seinen Schild den Wahlspruch auf: „Ich hab's gewagt!“

Er schrieb an Luther und ermunterte ihn auszuharren; er forderte Luthers Beschützer, den Kurfürsten Friedrich den Weisen von Sachsen, zu mannhaftem Vorgehen für ihn auf, ja, er richtete auch ein Schreiben an den neugewählten Kaiser

*) Unser aufmerksamer junger Leser erinnert sich schon einmal von der württembergischen Fehde Näheres gelesen zu haben. Wo war es doch? — Sei so gut und schlage nur im Juliheft 1875 der „Deutschen Jugend“ nach, da findest du (S. 101) als Kriegsgenossen des dir wohlbekannten Georg von Frundsberg, des Vaters der deutschen Landsknechte, auch unsere beiden Ritter.

Karl V. (1520) und stellte ihm vor, daß die Sache Luthers zugleich diejenige des gesammten deutschen Volkes und daß er es seiner kaiserlichen Würde schuldig sei, Luther vor den Anmaßungen und Verfolgungen des Papstes zu schützen. Durch dieses freimüthige Auftreten zog aber Hutten den ganzen Haß der römischen Priesterchaft auf sich. Von vielen Seiten ward er gewarnt vor Anschlägen, die von dieser gegen sein Leben und seine Freiheit gemacht würden; ja, der Papst selbst forderte den Erzbischof von Mainz auf, ihn in Fesseln nach Rom auszuliefern. In dieser Bedrängniß öffnete ihm sein Freund Franz von Sickingen eine von seinen Herbergen der Gerechtigkeit.

Der tapfere Ritter auf der Ebernburg hatte sich bisher wenig um die kirchlichen Streitfragen bekümmert; er beschäftigte sich lieber mit solchen Händeln, die mit dem Schwerte ausgefochten werden. Jetzt machte Hutten ihn mit Luthers Lehren und Schriften bekannt.

Es ist ein schönes Bild aus der Geschichte unseres Volkes: Hutten und Sickingen auf der Ebernburg die Schriften Luthers lesend, — ein Bild, wohl werth, daß wir einige Augenblicke betrachtend davor verweilen. Dort der hochgebildete Schriftsteller und gekrönte Dichter, der Flüchtling und Verfolgte, — hier der mächtigste deutsche Ritter, der Tausende unter seiner Fahne sammeln konnte und der stolz darauf war, daß er die Gesandten des Königs Franz von Frankreich, welche bei ihm mit Gold für ihren König zur Kaiserwahl zu werden kamen, abgewiesen hatte. Der jüngere von beiden ist der Lehrer, aber der ältere schämt sich des Lernens nicht, und während er gespannt der Erklärung des anderen zuhört, dämmert ihm in der Seele die Ahnung von einem Ritterthum, welches die Burgen überdauern wird. Der Edelknabe, welcher den Rittern den Wein eingießt oder vielmehr vorbeischüttet, — denn seine Augen hängen am Munde des Ritters, nicht an dem des Weinkruges, — vernimmt wohl mehr den Klang als den Sinn der Worte; aber manches Wort fällt als Körnlein in die Brust des Knaben, und wenn er dereinst gereift und groß geworden, dann wird er die Schriften selber aufschlagen, und er wird den Geist verstehen.

Während die beiden Ritter auf der Ebernburg am Kaminfeuer in aller Stille die Schriften Luthers studierten und manches gewichtige Wort darüber wechselten, bereitete sich in ihrer Nähe, in dem sechs Meilen entfernten Worms, eins jener großen weltgeschichtlichen Ereignisse vor, welche als Marksteine die Grenze zweier Zeitalter bezeichnen. Viele



Fürsten und Ritter, Geistliche und Laien strömten in der alten Reichsstadt zusammen; denn der junge Kaiser Karl V., der zugleich König von Spanien, Neapel und Sicilien und Beherrscher der neuentdeckten Länder Westindiens war, wollte den ersten Reichstag halten, auf dem zugleich die Sache Luthers zur Sprache und Entscheidung gebracht werden sollte. Hier sah man die Botschafter des Papstes und die römischen Prälaten in ihren kostbaren Gewändern, deren wallender Purpur zugleich ihre Kasse bedeckte, hier die übermüthigen spanischen Edelleute, welche, auf ihren Maulthierern stolzierend, den Deutschen die Gasse sperren, hier den jungen, stattlichen Kaiser Karl selbst mit seinem glänzenden Gefolge aus verschiedenen Nationen, die Kurfürsten und alle hohen Würdenträger des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Hierher ward auch Luther beschieden, um vor Kaiser und Reich seine Lehren zu verantworten. Die päpstlichen Gesandten lagen dem Kaiser an, daß er über den bereits vom Papste in den Bann gethanen Ketzer ohne Verhör die Reichsacht aussprechen und ihn entweder dem Scheiterhaufen übergeben oder nach Rom ausliefern möge. Viele unter den geistlichen Herren waren derselben Ansicht. Aber die deutschen Fürsten, insbesondere Kurfürst Friedrich der Weise, widersetzten sich mit aller Kraft einem solchen treulosen Ansinnen, und von der Ebernburg her ließ Ritter Ulrich von Hutten seine warnende Stimme vernehmen. „Darum, damit Ihr sehet, mit welcher Zuversicht ich Euer Drohungen verachte,“ rief er den in Worms versammelten Bischöfen in einem Sendschreiben entgegen, „erkläre ich, so lange Ihr Luther oder jemand seines Gleichen verfolgen werdet, mich als Euern abgesagten Feind. Und diesen Willen wird mir keine Gewalt von Eurer Seite, kein Schlag des Schicksals nehmen oder auch nur ändern. Das Leben könnt Ihr mir rauben; aber daß mein Verdienst um das Vaterland nicht dauere, diese gute That sterbe, werdet ihr nicht bewirken. Denn an zwei Menschen lieget nicht so viel; wisset, daß es noch viele Luther, viele Hutten giebt!“

Auch auf der Ebernburg fand sich kurz vor Eröffnung des Reichstages ein zweideutiger Gast ein; das war der Beichtvater des Kaisers, mit Namen Glapion. Dieser bat den Ritter Franz von Sickingen, er möge Luther veranlassen, daß er auf dem Wege nach Worms auf der Ebernburg einkehre, weil er Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Unklar war es, was er mit Luther dort vorhatte, und Hutten warnte vor dem Manne in der Kutte; aber Sickingen wollte doch die Botschaft

ausrichten. Darum schickte er Boten nach Oppenheim an den durchreisenden Luther und ließ ihn einladen, wenn er des Schutzes bedürfe, so möge er nur zu ihm kommen; er wolle Sorge tragen, daß ihm kein Haar gekrümmt werde. Luther lehnte jedoch die Einladung ab und ließ sich auch durch die Warnungen seiner Freunde, die ihn an das Schicksal des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Johannes Hus erinnerten, nicht von dem Orte seiner Bestimmung abschrecken. „Ich will nach Worms, dahin ich gefordert bin, ziehen,“ sprach er, „und solches will ich thun, wenn auch gleich soviel Teufel als Ziegel auf den Dächern allda wären. Ist schon Hus zu Asche geworden, so ist deswegen die Wahrheit noch nicht verbrannt.“

Und er zog nach Worms. Am 16. April 1521 kam er an. Obgleich es gerade um die Mittagsstunde und Essenszeit war, so waren doch alle Straßen dicht gefüllt von Menschen. Viele Tausende zogen neben dem Kollwägelein des Mönches her und gaben ihm das Geleit bis nach seiner Herberge. An den beiden folgenden Tagen (17. und 18. April) stand Luther vor Kaiser und Reich. Zum Widerruf seiner Schriften aufgefordert, sprach hier der schlichte, glaubensstarke Mönch vor der großen, glänzenden Versammlung von Kaiser, Fürsten, Bischöfen und Prälaten jene unsterblichen Worte, mit denen er seinen Glauben bekannte und besiegelte: „Weil denn Euer Kaiserliche Majestät, Euer Kur- und Fürstliche Gnaden eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift überwiesen werde, sonst kann und will ich nicht widerrufen, weil es mir weder sicher noch gerathen erscheint, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Das Urtheil des Kaisers stand schon fest, ehe Luther gehört war. Karl V. war nicht allein deutscher Kaiser, sondern Beherrscher verschiedener Nationen. Er suchte kalt und berechnend die Interessen derselben gegen einander abzuwägen, aber er verkannte den großen geistigen Aufschwung, welcher die deutsche Nation ergriffen hatte. So überließ er sich zuletzt dem Einflusse des Papstes und der römischen Geistlichkeit.

Am folgenden Morgen ward Luther mit einem ungnädigen Abschiede des Kaisers entlassen und heimgeschickt. Die Anhänger Roms aber bewirkten, daß der Reichstag über ihn als Ketzer die Acht aussprach. Er ward frei erklärt, wie das Thier des Waldes.

Niemand durfte ihm Obdach oder Speise reichen, und wer ihn auf der Landstraße traf, durfte ihn tödten, ohne daß er von einem Richter zur Verantwortung wäre gezogen worden. Aber in Deutschland fand sich kein Arm, der die That vollstreckte. Luthers Beschützer sorgten für seine Sicherheit, und Kurfürst Friedrich der Weise barg ihn auf der Wartburg im thüringer Lande vor den Nachstellungen seiner Feinde.

Mit Entrüstung vernahmen die beiden Freunde auf der Ebernburg den Ausgang der Sache und die Verurtheilung Luthers. Ulrich von Hutten meinte, daß jetzt die Stunde gekommen sei um loszuschlagen. Er rief die deutschen Reichsstädte auf, sich mit den Rittern zu verbinden, um die Reformation durchzusetzen und die alte Reichsverfassung wiederherzustellen. Noch kühner waren Sickingens Pläne. Er wollte die geistlichen Fürsten, welche der Reformation widerstrebten, aus ihren Ländern vertreiben, die Macht der übrigen Landesfürsten beschränken und die alte Freiheit im Reiche mit dem Kaiser an der Spitze und den Rittern ihm zur Seite wieder aufrichten. Luther selbst mahnte von jeder bewaffneten Erhebung dringend ab, weil er die reine Sache der evangelischen Lehre mit keinem Blut besleckt wissen wollte. So fehlte es den Unternehmungen der Ritter von vorn herein an Einheit und Nachdruck.

Im Frühjahr 1522 berief Franz von Sickingen wie ein Herr und Meister die gesammte freie Ritterschaft am Rhein zu einer Versammlung nach Landau. Hier gelobten sie, einander gegen alle Uebergriffe der Landesfürsten brüderlich beizustehen, und ernannten Sickingen zum Haupt ihres Bundes. Der erste Schlag sollte gegen den Kurfürsten und Erzbischof von Trier fallen, welcher der Reformation tief abgeneigt war und mit dem Sickingen noch von Alters her mancherlei Händel auszufechten hatte. Er ließ seine Burgen verschanzen, kaufte Waffen und Vorräthe an und rief ein zahlreiches Heer, geharnischte Reiter und Landsknechte, unter seine Fahnen. Mit einem Handstreich dachte er sich der Stadt Trier zu bemächtigen, in dem Kurfürstenthum Trier die neue Lehre aufzurichten und so durch ein kühnes Beispiel die Ritter und die ganze Nation fortzureißen.

Aber Richard von Greiffenklau, Kurfürst und Erzbischof von Trier, war nicht der Mann, der sich schrecken ließ. Er war ein stolzer, kriegerischer Herr, zeigte sich zu Rosse im Bams von Glennshaut unter seinen Landsknechten, hielt auf dem Markte zu Trier Musterung über sein Kriegsvolk ab

und feuerte ihren Muth an. So war er wohlgerüstet und zum Widerstande vorbereitet, und als Sickingen unter Trommel- und Trompetenschall vom Marsberg gegen die Stadt vorrückte (7. Sept. 1522), fand er die Thore geschlossen und die Wälle besetzt. Vergebens schoß er glühende Kugeln in die Stadt und ließ Sturm gegen die Wälle rennen. Nach fünf Stürmen gebrach es unter den Seinigen zwar nicht an Muth, aber an Pulver, und da auch der Zuzug, auf den er gehofft hatte, abgeschnitten wurde, so entschloß er sich am siebenten Tage, die Belagerung wieder aufzuheben.

Die Lage des Ritters von Sickingen sollte sich aber bald noch verschlimmern; denn auch die übrigen Fürsten erkannten die Gefahr, von der sie bedroht waren, wenn der Kurfürst von Trier unterlag. Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Landgraf Philipp von Hessen zogen dem Trierer zu Hülfe. Sie nahmen zuerst Rache an Sickingens Freunden und Helfern, vertrieben sie von ihren Schlössern und legten ihnen schwere Schatzungen auf. Bald nach Ostern des folgenden Jahres sollte der entscheidende Schlag gegen das Haupt des Bundes fallen.

So sah sich Franz von Sickingen dem mächtigen Bündniß dreier Fürsten gegenüber auf sich allein und seine beiden Burgen Ebernburg und Landstuhl beschränkt. Er entließ die lutherischen Geistlichen, denen jetzt seine Burgen keinen Schutz mehr boten, und nahm Abschied von seinem Freunde Hutten. Letzterer hatte, krank und hinfällig, an den letzten Kämpfen nur noch mit der Feder Theil zu nehmen vermocht und suchte jetzt eine Zuflucht in der Schweiz, wo wir ihm wieder begegnen werden. Auf den Rath seiner Freunde, sich gleichfalls zu retten, antwortete Sickingen: „Was würden meine Getreuen von mir denken, wenn ich mich von ihnen trennen und sie in der Noth allein lassen wollte!“

Von der Zinne seiner Burg Landstuhl spähte der Ritter hinab in das Thal und in die Ferne, ob ihm nicht im letzten Augenblicke noch Hülfe und Zuzug käme. Die Ritter wagten nichts mehr für ihn; aber auf den Heerstraßen zogen die Feinde heran mit Rossen, Reißigen und Stücken und pflanzten ihre Feldschlangen und Karthäunen der Burg gegenüber auf. Mehrere Tage hindurch dauerte das Feuer ununterbrochen. Von vielen Seiten schlugen die Geschosse ein und rissen klaffende Spalten in die Mauern. Schutt und Gestein füllten den Graben. Nun brach auch der stärkste Thurm zusammen und es öffnete sich eine weite Bresche. Sickingen ging unter den Seinigen umher und sah nach dem

schadhafsten Mauerwerk. „Die alten Mauern können das Schießen nicht vertragen,“ sagte er zu seinen Begleitern, — da sank er, tödtlich getroffen, neben einem Geschütze nieder. Er befahl seinen Dienern ruhig zu bleiben, und ließ sich auf der Tragbahre in ein Gemölbe der Burg hinabführen. Er fühlte, daß es mit seiner Kraft und seinem Leben zu Ende ging, und sandte Boten an die Fürsten, um mit ihnen zu unterhandeln.

Am folgenden Tage (7. Mai 1523) zogen die drei Fürsten in die Burg ein und traten an das Lager des sterbenden Ritters. Der Kurfürst von Trier wollte ihm Vorwürfe machen, weshalb er ihn und sein Stift geschädigt habe. Er aber erwiederte: „Es ist nichts ohne Ursache geschehen; jetzt aber habe ich mit einem größeren Herren zu reden.“ Bald darauf verschied er vor den Augen seiner Feinde, männlich und gefaßt, ein ächter deutscher Ritter.

Wenige Monate später folgte ihm Ulrich von Hutten. Unstätt, wie seine Jugendjahre, waren auch die letzten Tage seines Lebens. Von Basel, wohin er sich zunächst gewandt hatte, flüchtete der Ritter

nach Mühlhausen, dann nach Zürich, wo er bei dem großen schweizer Reformator Zwingli gastliche Aufnahme fand. Von schweren Leiden gequält, suchte er Genesung bei einem Arzte auf der Insel Ufnau im Züricher See; aber er sollte sie nicht mehr finden. Die Nachricht von dem Falle seines edlen Freundes Sickingen empfand er schmerzlicher als alle Leiden seiner Krankheit. Von vielen alten Freunden verlassen, in seinen Hoffnungen getäuscht, verschied er (1. Sept. 1523) mit dem einzigen Trost im Herzen, daß Gott einst die zerstreuten Freunde der Wahrheit sammeln und zum Siege führen werde.

So waren denn beide Ritter dahingegangen, ohne die Ziele ihres Strebens erreicht zu haben. Nicht in dem, was sie gewollt, liegt ihr Irthum, sondern in der Ueberschätzung ihrer Kräfte, indem sie sich berufen wähten, aus eigener Kraft eine Bewegung zum siegreichen Ausgange zu führen, welche noch lange nach ihnen die Geister erregte und die Völker unter die Waffen rief. Die Nation aber ehrt auch den starken Willen und das tapfere Streben, und überliefert dankbar ihre Namen von Geschlecht zu Geschlecht.

Ein trojanisches Pferd in Kolmar.

October 1261.

Ballade

von Adolf Stöber.



Wer weiß nicht, wie durch Griechenlist
Stadt Troja ward genommen:
Wie schlau in ihre Mauern ist
Ein hölzern Pferd gekommen;
Als wär's vom Himmel ein Geschenk,
Der ihres Jammers eingedenk
Die Stadt erlösen wollte?

Doch steckten in dem Riesenroß
Verborgen dreißig Streiter,
Die stiegen Nachts aus dem Koloß
Auf der geheimen Leiter:
Dem Feind erschlossen sie das Thor,
Der brach mit Siegesgeschrei hervor
Und nahm im Sturm die Beste.

[Nun höret, wie mit gleicher List
Stadt Kolmar ward errungen!
Der Bischof hielt seit langer Frist
Die Bürgerschaft bezwungen.

Herr Walther ist von Geroldsee
Der Städte Feind, des Landes Schreck,
Ein Zwingherr, nicht ein Hirte.

Tyrannisch hält er unter'm Bann
Den Freiheitsstimm der Geister;
Aus Kolmar trieb er Köffelmann,
Den tapfern Bürgermeister;
Der schließt in Eufisheim zur Stund
Mit Habsburgs Grafen einen Bund,
Die Reichsstadt zu befreien.

Einstmals, — es war im Weinmond just,
Zur Zeit der Traubenlese,
Wo ringsum jauchzt der Winzer Lust,
Der Most schäumt im Gefäße —
Da zieht nach Kolmars Thor einher
Ein Wägelein beladen schwer
Mit riesengroßem Weinsaf.

Mit einem Nebkranz ist's geschmückt,
 Von Türkheim kommt das Fäßchen,
 Ein Domherr wird damit beglückt: —
 Ein überraschend Späßchen!
 O süßgewürzte Feuerluth,
 O purpurrothes Türkenblut,
 Wie köstlich wird es munden!

Im Hof des Domherrn hält man an,
 Da schon der Nachtfirn funkelt;
 Doch wird der Spund erst aufgethan,
 Da's mitternächtlich dunkelt.
 Was springt heraus? O List und Muth!
 Das allerbeste Türkenblut —
 Hans Köffelmann von Türkheim!

Wohl kommen hier nicht dreißig Mann,
 Nur einer kommt gezogen;
 Doch hat der wackre Köffelmann
 Wohl dreißig aufgewogen.
 Der Domherr ist ihm anverwandt
 Und mit dem Bund in Einverstand,
 Des Bischofs Joch zu brechen.

Flugs eilt der Schultheiß an das Thor,
 Und daß es werd' erschlossen,
 Hält er ein Zeichen hoch empor
 Für seine Bundsgenossen:
 Auf einer Lanze brennend Stroh;
 Da stürmt die Heerschaar siegesfroh
 Herein und ruft: „Die Habsburg!“

„Die Habsburg!“ hallt's in stiller Nacht
 Durch alle Gassen wieder;
 Des Bischofs Volk, zu spät erwacht,
 Haun ihre Schwerter nieder.
 Vor allen Häusern lichterloh,
 Dem Kampf zu leuchten, brennt das Stroh,
 Die Bürger jauchzen: „Freiheit!“

Graf Rudolf zieht als Sieger ein,
 Der Schirmvogt freier Städte.
 Sie führen ihn beim Morgenschein
 Auf's Rathhaus zum Banfette;
 Und reichlich fließt, statt Feindesblut,
 Nur Türkheims rothes Traubenblut
 Den Freiheitsbund zu siegeln.

Bilder aus der kleinen Thierwelt.

Von

Heinrich Reise.

Original-Zeichnungen von Fedor Klinger.

II. Die Ligustrumraupe und der Raupentödter, Schlupfwespe oder Ichneumon.

Der Knabe, welcher auf dem Lande lebt und Gelegenheit hat sich häufiger in der freien Natur zu tummeln, wird das Leben der ihn umgebenden Thierwelt, das sich ihm so oft darbietet und fast überall entgegentritt, inniger betrachten und tiefer auffassen als derjenige, welcher in der Stadt aufwächst. Aber dennoch bietet sich auch hier häufig Gelegenheit, das Leben und Treiben der Insektenwelt zu beobachten, und wer sich dieser Betrachtung und Beobachtung hingibt, wird eine Quelle der reinsten Freuden finden. —

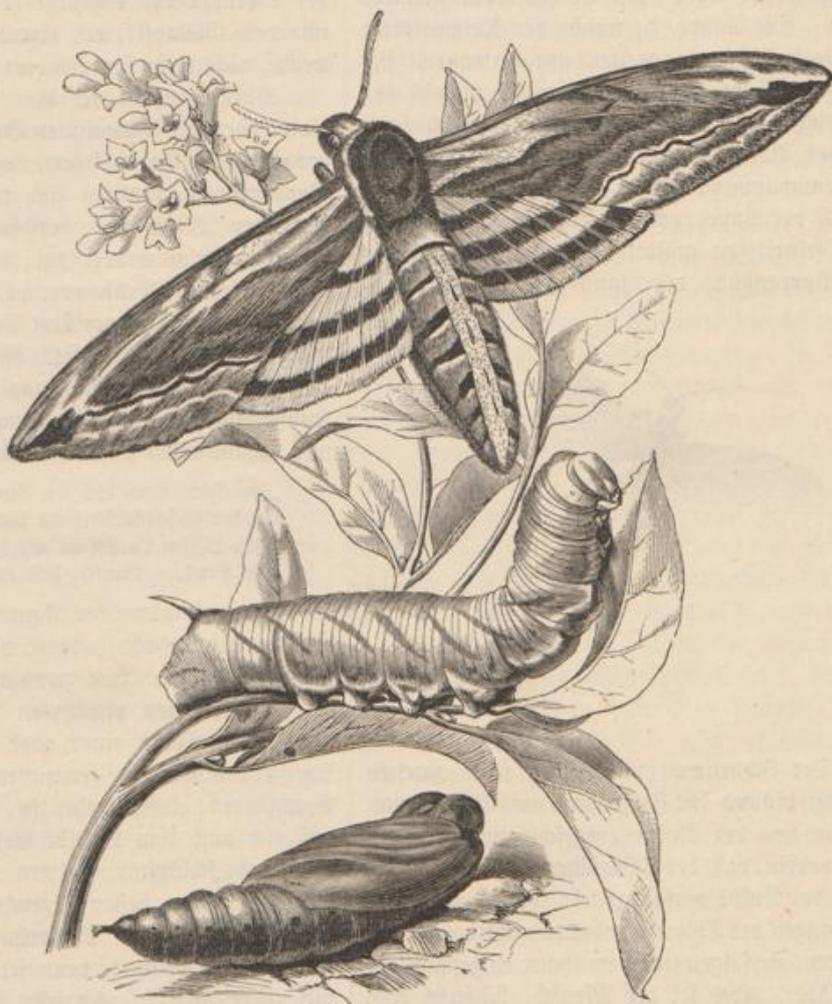
Ich wähle für heute eine Erscheinung aus der Insektenwelt, von deren Vorkommen sich unsere jungen Leser durch eigene Anschauung zu überzeugen im Stande sind. Eine der gewöhnlichsten Stauden, die man in den Gärten als Hecken und zu Umzäunungen verwendet, ist der Ligustrum-, Rainweide- oder Hartriegelstrauch. Auf diesem Strauche nun findet man sehr häufig im August die ausgewachsene Ligu-

strumraupe, welche unsere Abbildung darstellt; doch kommt sie auch zuweilen auf der Esche und einigen HOLLUNDERGATTUNGEN vor. Die Grundfarbe dieser Raupe ist lebhaft grün, zu beiden Seiten zieren sie purpurrothe Streifen oder eine purpurrothe Einfassung. Diese besteht aus sieben parallel gehenden, schrägen Streifen, welche an beiden Enden spitz zulaufen. Diese Streifen sind ihrer Länge nach halb purpurroth, die hintere Hälfte ist weiß, unten endigen sie in einigen weißen Punkten. Die sechs vordern Klauenfüße sind an ihrer äußersten Spitze schwarz, die acht stumpfen Bauchfüße jedoch lebhaft grün. Die Luftlöcher oder Tracheen der Raupe, von denen sich neun an jeder Seite befinden, sind orange-gelb. Der Kopf der Raupe ist platt und ovalrund, sie trägt an ihrem Hinterende ein hartes, sichelförmiges Horn von röthlich-schwarzer Farbe. Gegen Ende August hat die Ligustrumraupe gewöhnlich ihre völlige Größe erreicht, die Zeit ihrer Verwandlung naht; sie

läuft unruhig hin und her, es erscheinen hier und da braune, krankhaft aussehende Flecken auf ihrem Körper, sie sucht einen verborgenen Platz und verpuppt sich gewöhnlich in der Erde. Die Puppe, welche ihr hier abgebildet seht, erscheint kupferroth oder braunschwarz. Im Juli des folgenden Jahres entschlüpft dieser Puppe der Falter, der sogenannte Ligustrumschnurrer, Rainweidenschwärmer (*Sphinx ligustri*), den unsere Abbildung darstellt. Die Oberflügel

wartung bitter getäuscht sieht, indem im nächsten Jahre nicht der erwartete Falter, sondern eine schlanke, leicht-geflügelte Wespe der Puppe entsteigt. Als Knabe habe ich diese Erscheinung mehrfach beobachtet, und ich war beim ersten Mal nicht wenig erstaunt, als ich statt des langersehnten Falters die Wespe erblickte. Diese Erscheinung beruht nun auf folgender Thatsache.

Die Natur hat dafür gesorgt, daß in ihrem Gebiete alle Kräfte sich das Gleichgewicht halten,



des Schmetterlings so wie der Vorderleib sind braungrau, die Unterflügel und der Hinterleib roth, erstere mit drei schwarzbraunen Binden, letzterer mit schwarzen Ringen, in der Mitte von einem hellbraunen Streifen unterbrochen.

Dieselbe Verwandlung wie die Ligustrumraupe machen bekanntlich alle Raupen durch. Nun aber kommt es häufig vor, daß derjenige, welcher Ligustrumraupen eingefangen hat, um für seine Sammlung den schönen Falter zu erhalten, sich in seiner Er-

oder vielmehr, nach diesem Gleichgewichte trachten. Nimmt z. B. eins ihrer Geschöpfe all zu sehr überhand, so treten Gegner auf, um die Zahl der zu üppig hervordrängenden Art wiederum auf ein bestimmtes Maß zu beschränken. Der zu starken Vermehrung der Raupen wehren u. a. die raupenvertilgenden Vögel, so wie die Raupentödter oder Zehneumons, von denen es eine Unzahl von Arten gibt; ihr erblickt im folgenden Bilde eine derselben dargestellt. Dieses zu den Hautflüglern oder Hyme-

nopteren gehörende Insekt ist mit einem sogenannten Legestachel versehen, mit diesem bohrt es die Raupe an und legt ein Ei im Körper derselben nieder.

Daß der Kukul seine Eier in die Nester kleiner Singvögel legt, werdet ihr schon oft gehört haben; der heranwachsende junge Kukul behandelt sowohl seine Stiefältern wie auch seine Stiefgeschwister sehr unbarmherzig, und wirft letztere häufig aus dem Neste hinaus. Aber scheinbar noch grausamer verhält sich die Made, welche dem Ei des Raupentödters entschlüpft. Die Raupe, in welche der Raupentödt sein Ei gelegt, frist ruhig weiter, und verwandelt sich schließlich zur Puppe, aber diese wird zugleich ihr Sarg, welcher sich nimmer der Falter entschwingt. Das Ei des Raupentödters entwickelt sich innerhalb der Ligustrumpuppe zur Made; diese ernährt sich von dem Inhalt der Puppe, verpuppt sich schließlich gleichfalls, um seiner Zeit anstatt des Falters als Schneumon die Puppenhülle der Ligustrumraupe zu durch-



brechen. Der Schneumon puht dann seine gazenen Flügel, fliegt hinaus ins Freie, und erfüllt wiederum seinen, ihm von der Natur vorgeschriebenen Beruf. Ich sagte vorhin, daß der Schneumon scheinbar grausamer als der Kukul verfahre; wir können jedoch bei den Handlungen der Thiere überhaupt nicht von Grausamkeit reden, sie folgen nur dem ihnen eingepflanzten Triebe. Aber „edel sei der Mensch, hülfreich und gut“, darin ja unterscheidet er sich von den unter ihm stehenden Geschöpfen.

Der bekannte Miniatur-Maler August Johann Nöfel beschreibt in seiner, mit den trefflichsten Abbildungen versehenen, monatlich herausgegebenen „In-

sektenbelustigung“, mehrfach das Leben und Treiben der Gallwespen, Schlupfwespen, Raupentödt u. s. w. in der anmuthendsten Weise. Er fand u. a. bei Beobachtung der Gallwespen, daß auch diese vor den Nachstellungen der Schlupfwespen nicht sicher sind. Es stellte sich bei seinen Beobachtungen heraus, daß die Schlupfwespe mit ihrem, in einer zweitheiligen Scheide befindlichen Legestachel ein Ei in den Gallapfel legt, in welchem dann später die sich entwickelnde Made der Schlupfwespe diejenige der Gallwespe vernichtet, und dem Gallapfel, der eigentlichen Wiege der Gallwespe, nicht diese, sondern eine Schlupfwespe entsteigt.

Vorübergehend sei hier noch der Asterraupentödt oder der sogenannten Grab- oder Sandwespen gedacht; diese haben keinen Legestachel wie die ächten Raupentödt, sondern sind mit einem verborgenen, stechenden Wehrstachel versehen. Die Wespe tödtet Raupen, Spinnen oder dgl., trägt diese in eine aus Sand gefertigte Grube oder in eine Spalte in Mauern und Wänden; hier verbirgt sie das getödtete Insekt, auf das sie ihre Eier absetzt, so daß die sich entwickelnden Maden sogleich Nahrung finden. Wenn wir die Kunsttriebe der Insekten genauer betrachten, müssen wir unwillkürlich in des Dichters Worte einstimmen:

„Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilst du mit auserwählten Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“

Ich habe unter den Raupen, welche von Schlupfwespen heimgesucht werden, die Ligustrumraupe namentlich genannt, und zwar aus dem Grunde, weil ich bei dieser den erwähnten Vorgang mehrfach beobachtete. Sollte einer oder der andere der Leser Ligustrumraupen zu genanntem Zwecke in mehreren Exemplaren einsammeln, so wird es nicht fehlen, daß sich auch ihm dieselbe Erscheinung bietet. Von den ausgeschlüpften Faltern wähle der Sammler ein Paar der besten Exemplare, Männchen und Weibchen, für seine Sammlung aus, und gebe den übrigen die Freiheit; denn jedes Wesen, wenn auch auf einer noch so niedrigen Stufe stehend, ist ein unentbehrliches Glied in der Schöpfung; es hat Zwecke zu erfüllen, die uns freilich nicht immer klar vor Augen liegen, es kämpft wie alle Wesen, hoch oder niedrig stehend, gleichfalls zum Wohl des Ganzen seinen Kampf ums Dasein.

Sprüche von Friedrich Güll.

Willst du vom Nachbar Wasser haben,
So hilf ihm auch den Brunnen graben.

Du knackst die Schale mit dem Fuß gern,
Und trittst so in den Staub den Nupfern.



Minni.

Erzählung von E. Jaeger.

Mit einer Original-Zeichnung von H. Heubner.



Der Sturm umtobte das kleine einzeln stehende Haus in den Vorbergen des Thüringer Waldes. Er machte das ärmliche und wir möchten von ihm, wie von einem Menschen sagen „schwächliche“ Gebäude in allen seinen Fugen erbeben. Wenn er durch den Kamin hereinschrie, so meinte man hungrige Wölfe heulen zu hören, und hatte er sich heiser und müde geblasen und fing einmal, zur Abwechslung, an zu pfeifen, so klang das schneidend scharf, ja höhnisch, daß es einem gewiß durch Mark und Bein ging.

Die Thüren und Fenster an dem Häuschen waren so dicht und fest verschlossen, als es sich nur irgend thun ließ; ja an der Wetterseite hatte man sogar den ganzen Tag über die hölzernen Läden nicht geöffnet. Aber diese Vorkehrungen, welche man doch nur getroffen hatte, um sich gegen den bösen Gast zu schützen, schienen dem Sturmwind höchst ergötzlich. Legte er seine starke Faust an die dünnen Bretter, oder auf Klinken und Kegel, so schien es, als läche er dazu und als riefte er: „Das ist ja alles zerbrechliches Spielzeug für mich! nichts weiter! Sobald ich nur ernstlich will, stehen mir alle diese Ein- und Ausgänge offen. Ein einziger Druck — wenn ich will! — und dieser ganze Bretter- und Lehmhaufen, den ihr Haus zu nennen beliebt, ist zertrümmert.“

Dabei goß der Himmel wahre Ströme von Regen herab. Gegen die Fensterläden peitschte der Sturmwind dicke Wasserstrahlen. Drinnen in der Stube klang es auch gar nicht mehr wie Regen. Man hätte denken sollen, draußen stehe ein kräftiger Arbeitsmann und schleudre von Secunde zu Secunde eine Schaufel voll sandigen Kies gegen die schützenden Bretter.

Wer unser Häuschen bei Sonnenschein und stiller Luft gesehen hatte, wie es so ruhig und behaglich inmitten eines wohlgepflegten Blumen- und Kohlsgärtchens auf einer sanften Anhöhe dalag, der mochte wohl den Wunsch hegen hier wohnen zu dürfen. Am Fuße des Hügels floß die Schwarza

dahin, leise plätschernd und murmelnd; durch reiche Aecker und saftige Wiesen wand sie sich hindurch wie ein silbernes Band. Zuweilen verschwand sie dem Beschauer auf Augenblicke und versteckte sich schalkhaft hinter Erlengehölz und Weibengebüsch; immer und überall aber war sie ein wohlgezogenes, munteres Kind, auf das die blauen Waldgebirge rings umher im weiten Umkreis mit freundlichem Wohlgefallen herabbllickten.

Besonders that das aber einer von diesen Bergen, — der Vater der lieblichen Schwarza. Auf seinem Gipfel hörte er das erste Murmeln des kleinen Duellchens, auf seinem Gebiet hatte es laufen gelernt, und heiter lächelnd schaute er oft von seiner Höhe hinab in's Thal und erfreute sich mit verzeihlichem Stolz an seinem Kinde, an seiner Schwarza.

Heute aber — und seit vielen, vielen Tagen schon — hatte er und alle seine Bergnachbarn das Haupt trauernd in dicke graue Nebelschleier gehüllt. Das liebe sanfte Kind war ein zügellos wildes, alle Grenzen überschreitendes Geschöpf geworden. Anstatt Segen brachte es nun Verderben.

Der starke und anhaltende Regen und der plötzlich massenhaft geschmolzene Schnee, der von den Höhen Wasserströme in's Thal sendete, hatte mit unzähligen andern Flüssen und Fließchen auch die Schwarza in ein immer höher und höher steigendes Bergwasser verwandelt, das in rasender Eile dahinschoß. Alles was sich ihm in den Weg stellen wollte, riß es erbarmungslos mit sich fort. Es entwurzelte die stärksten Bäume und unterspülte Zaunwerk und Mauern, daß sie krachend in seine Fluthen sanken und als Trümmer von ihm mit fortgetragen wurden, weit hinaus in die Ebene. Das ihr von Alters her angewiesene Bett hatte die Schwarza längst überschritten; ihr schillerndes, glitzerndes Silberband war in eine breite gelbliche Wasserfluth verwandelt. Blühende Gärten, reiche Aecker, saftgrüne Wiesen erblickte niemand mehr, — die ganze Gegend war zum See geworden, aus dem hier und da nur Bäume und schwankendes Gesträuch hervorragten.

Von dem Hause auf der Anhöhe konnte man das alles übersehen. Es ward von einem Waldhüter und seiner Familie bewohnt.

Heute aber waren nur die Kinder zu Haus,

Minni nicht zu vergessen, die zwar dem Alter nach — sie zählte 13 bis 14 Jahre — noch zu den Kindern, wengleich nicht zu den „Kindern des Hauses“, gehörte. Ein Diensthote aber war sie auch nicht, denn sie erhielt keinen Lohn für ihre Dienstleistungen im Hause, die hauptsächlich darin bestanden, das „Nesthäkchen“ abzuwarten und herumzutragen, sobald die Mutter durch andre Pflichten daran verhindert wurde. Aber auch außerdem gab es noch zahlreiche Augenblicke im Laufe des Tages, wo es hieß: „Minni, geh, und hole dieß und jenes; Minni, thue dieß und thue das!“ und immer hörte man dann aus Minnis Munde ein Wort freundlicher Bereitwilligkeit, immer vollbrachte sie sink und geschickt, was ihr geheißen worden. Sie war ein wahrer Schatz in dem kleinen Haushalt der Werner'schen Eheleute, und wenn auch nicht in vielen Worten, so doch in der That als ein solcher anerkannt und geschätzt. Eigentlich hieß sie Hermine, und der kleine Rudolph, der Wigbold in der Familie Werner, hatte gemeint, einen passenderen Namen für ihre Minni gäbe es auf der ganzen Welt nicht, denn „Komm her Mine!“ wurde den ganzen Tag über von Alt und Jung nach ihr gerufen; eine Bemerkung über welche alle, ganz besonders aber Minni selbst, herzlich lachten. Sie blieb dem Wortspieler nichts schuldig. „Gelt,“ sagte sie, „so meinst du wohl, wir riefen dich nur um deßhalb „Rudi“ — damit du glauben solltest, es hieße: „Ruh dich?“

Das war ein eben so gutes Wort, als das erste; Rudi war kein großer Freund von Anstrengungen irgend welcher Art, und man kann sich denken, mit welchem Jubel die Kinder Herminens Bemerkung aufnahmen, und wie auch die Eltern darüber lächelten und ihrem kleinen dickbädrigen Faulpelz die gute Lehre wohl gönnten, die sie enthielt.

Vater Werner war heute weit vom Hause beschäftigt. Einige zwanzig Arbeiter, mit Hade, Schaufel und Axt bewaffnet, standen unter seinem Befehl, und er selbst arbeitete fleißig mit ihnen, denn es galt, die schwache Stelle an einem Damme zu befestigen und zu erhöhen, damit das ungestüme Wasser der Schwarza sie nicht überschreite oder gar durchbreche, was unabsehbares Elend im Gefolge gehabt haben würde.

Frau Werner hatte heute auch nicht daheim bleiben können. Eine Nachbarin, deren Häuschen etwa eine halbe Stunde höher im Gebirge lag, war schwer erkrankt. Ihr Mann durfte nicht von der Arbeit zurückbleiben, denn wenn der Tagesverdienst ausblieb, so blieb auch das Brod aus.

Die Frau aber hatte niemanden, der sie pflegen

konnte, wenn der Mann das Haus verließ. Ihre Kinder waren alle noch zu klein und zu unverständlich, um der Mutter eine Hilfe sein zu können. Es war kaum möglich, die kleine Schaar wilder Buben und Mädchen sich selbst zu überlassen, geschweige denn irgend eine Pflichterfüllung von ihnen zu begehren. Und eine „Minni“ gab es da oben bei dem Holzschläger Sitter nicht.

Da hatte sich denn Frau Werner, die von der Hülflosigkeit der armen Nachbarin hörte, schon früh Morgens auf den Weg nach der höhergelegenen Behausung gemacht und beim Fortgehen der Minni recht eindringlich das Wohl ihrer Kleinen an's Herz gelegt.

Es war auch am Morgen schon stürmisch und hatte heftig geregnet, als Frau Werner ihren Samaritergang antrat; aber so überaus schlimm, wie das Wetter sich im Laufe des Vormittags gestaltete, hatte, war es doch lange noch nicht gewesen.

Die Kinder hatten sich in dem verdüsterten Raum, eng zusammengebrängt, um Minni geschaart, die den kleinen Albert auf dem Arme trug, den einzigen von allen, der noch keine Furcht kannte, sondern nur um so lauter jubelte, wenn es gegen die Fensterläden pochte und rasselte und wenn der Sturm im Schornstein seine Lieder heulte. Fix, der kleine Affenpintfcher, verrieth entschieden schon ein besseres Verständniß von der Sachlage; denn ganz gegen seine Gewohnheit hatte er sein Heukissen in der Nähe des großen Kachelofens verlassen und dachte nicht an Schlaf, sondern horchte mit gesenktem Haupt und weit vorgeschobenen Ohren auf den Höllenlärm, der da draußen herrschte. Größtentheils verhielt er sich ganz still, aber wenn es dann und wann so klang, als sollten Thüren oder Fenster aus ihren Angeln gerissen werden, dann fuhr er mit wüthendem Gestläß empor und schien gebieterisch Ruhe zu fordern.

Keins von den Kindern sprach ein Wort, und wäre der Lärm um sie her nicht so groß gewesen, man hätte ihr Athmen hören müssen.

Da plötzlich klopfte es wirklich und wahrhaftig gegen die von innen verriegelte Thür.

Fix bellte laut und heftig, Rudi, Anna und das Bärbele klammerten sich fest an Minnis Rock und Schürze.

Bärbele fing bitterlich an zu weinen. Rudi aber sagte, um sich stark zu zeigen, sehr trostlich: „Du wirst doch nicht aufmachen, Minni? Es war gewiß nur der Sturmwind, der da geklopft hat.“

Aber Minni gebot Stille und nach dem Hauptlärm, dem Fix, schlug sie mit der Hand und

sagte zu Rudi gewendet: „Das ist ein ganz anderes Pochen. Der Wind ist's nicht!“ — „So ist es vielleicht ein Räuber!“ jammerte Neunchen und bei dem Worte „Räuber“ brach das Värbele in ein wahres Zetergeschrei aus.

In diesem Augenblick machte der Sturm gerade eine seiner kurzen Erholungspausen, in denen er Athem zu schöpfen schien, und nun hörte man durch das erneuerte Anklopfen hindurch deutlich eine menschliche Stimme die Worte rufen:

„So macht doch endlich auf! Ich bin's ja!“ — „Der Vater! Der Vater!“ schrieken die Kinder, nun außer sich vor Freude, und der Fix änderte auch seine Tonart, um sich dem lärmenden Willkommen, der Sachlage entsprechend, anzuschließen.

Schnell schob nun Minni den Kiegel zurück und ließ den Hausherrn herein. Die Kinder wollten den Vater nach ihrer Gewohnheit umhalsen und küssen, der aber wehrte sie ab, und rief lachend: „Zehn Schritt vom Leibe! Seht ihr denn nicht, daß ich triefe wie ein Stück Zeug, das direct aus dem Waschfaß kommt.“

Seine große Pudelmütze, die er, zur Verwundrung Rudis, beim Hereintreten nicht auf dem Kopf, sondern unter dem Arm gehalten hatte, — und zwar so sorgfältig, als ob sie etwas Zerbrechliches enthielte — legte der Vater jetzt zu den Schüsseln und Töpfen oben auf den Ofen, und sagte zu Minni, die den kleinen Albert auf die Erde gesetzt hatte und dem Heimgekehrten beim Ablegen des schweren regengetränkten Flauschrockes behülflich war:

„Ich konnte für eine Stunde wohl abkommen von meinen Arbeitern; da bin ich denn heimgekommen, um zu sehn, ob hier auch alles noch auf dem alten Fleck steht. Es ist ein Unwetter, wie es seit Jahren nicht dagewesen; Gott Lob, daß unser Häuschen auf der Höhe steht und nicht im Thal, wo so manches schon zusammengestürzt oder doch unter Wasser gesetzt ist. Der Sturm wird uns, so Gott will, auch nichts anhaben. Wir sind ja im Rücken durch die Berge geschützt, — die bieten dem grimmen Gesellen eine feste Stirn.“

Werner ging in die Kammer neben der Stube und zog sich trockne Kleider an. Als er wieder in den Wohnraum trat, sagte er: „Es wird zwar nicht auf lange helfen, denn ich muß bald wieder hinaus — aber es ist doch wenigstens für den Augenblick eine Wohlthat, in trocknen Kleidern zu stecken.“

Minni hatte schon eine geraume Weile vor der Heimkehr des Waldhüters den Topf mit der Abendsuppe für die Kinder und für sich an die Ofenfeuerung in der Stube gesetzt, und tischte nun ohne

viel zu fragen, ob Werner auch mitessen wolle, die Mahlzeit auf.

Die Kinder — Albert natürlich ausgenommen, der derweil am Boden lag und dem Fix den struppigen Pelz zerkaute, — schoben dienstfertig so viel Stühle als erforderlich um den Tisch herum und selbst Rudi machte heute den thätigen und eifrigen. —

Sie waren ersichtlich alle froh, daß sie etwas thun und daß sie an etwas anderes denken konnten, als immer nur an den Regen und an den Sturm; daß sie hier so ganz allein im Hause wären; daß es zusammenbrechen könne — und was dergleichen erschreckendes mehr war. Der Vater war da; nun konnte ihnen nichts mehr geschehen, und beruhigt hingen ihre Augen an seinem ernstern Gesicht.

„Ich dachte mir's wohl, Minni, du würdest gut vorgesorgt haben. Halte nur einen Trunk Kaffee und gewärmte Kleider für die Mutter bereit. Jetzt ist es sieben. Der Sitter arbeitet heute in der Sägemühle, nahe bei seiner Behausung. So wie er heimkommt, wird die Mutter sich auch auf den Marsch machen. Könnte ich ihr nur entgegengehen, wie sonst bei solchen Gelegenheiten. Aber heute ist's unmöglich. Ich muß gleich wieder fort zu meinen Arbeitern. Wir werden die ganze Nacht hindurch bei Laternen und brennenden Pechpfannen zu arbeiten haben. Es ist nur gut, daß die Mutter den Weg vom Sitter zu uns Schritt für Schritt kennt. Auf einem ihr unbekanntem Pfade möchte ich sie heute nicht allein in den Bergen wissen.“

Der Fix verrieth heute für die Abendsuppe gar kein großes Interesse. Anstatt wie sonst in der Nähe des Tisches, hielt er sich ziemlich ausschließlich, witternd und schnobernd, bei dem Ofen auf; ja von Zeit zu Zeit erhob er sich sogar auf die Hinterbeine und gab durch ein lautes, halb wie Niesen klingendes Schnaufen kund, daß er etwas ganz besonderes „in der Nase“ habe. Rudi hatte das alles aufmerksam beobachtet und das Benehmen des Hundes sehr scharfsinnig in Verbindung gebracht mit seinen eignen Wahrnehmungen in Bezug auf die väterliche Pudelmütze. Was nur darin stecken mochte? Er hätte auf die Ofenbank klettern mögen, um sich, hoch auf den Zehen stehend, so weit auszurecken, daß er hineinschauen könnte. Ob er wohl groß genug dazu sein mochte, wenn er die Fußbank noch zur Hilfe nahm? Rudi überlegte sich die Sache so genau und gründlich, daß er seine Suppe ganz darüber vergaß.

„Ist dir nicht gut, Rudi?“ sagte der Vater. „Warum issest du nicht? Warum guckst du immer nach dem Ofen?“

Der Knabe erröthete, als ob er auf einem Unrecht ertappt worden wäre. Er war gar zu neugierig zu erfahren, was wohl die Pudelmütze enthalte. Sollte er grad' heraus fragen? Nein — der Vater liebte solche Fragen nicht. Rudi besann sich schnell und der Fix half ihm unbewußt bei der kleinen List, denn der Hund stellte sich eben wieder auf die Hinterbeine und witterte nach dem Ofen hinauf.

„Ich dachte,“ sagte Rudi, „ob deine Pudelmütze wohl auf dem Ofen trocken geworden ist? Der Fix schnobert auch immer da oben hinauf.“

„Richtig, richtig, die Pudelmütze,“ lächelte Werner, aufstehend und die Mütze behutsam vom Ofen herabnehmend. „Hätte es fast vergessen. Ich habe euch ja etwas mitgebracht, Kinder, und noch dazu etwas Lebendiges.“

Er hielt die Mütze so tief, daß selbst das Bärbele bequem hineinschauen konnte, denn die Kinder hatten sich, nachdem Werner aufgestanden war, von ihren Sitzen herabgleiten lassen und sich eng um den Vater geschaart.

„Piepvögel“ rief Bärbele. „Nein, junge Enten“ verbesserte Anna. — „Giffel sind's!“ entschied Rudi und Minni bestätigte es, indem sie hinzufügte: „Vier Stück, und so groß und kräftig!“

„Ja,“ sagte Werner, „das ist ihr Glück, sonst wären sie wohl auch maujetodt. Als ich sie auffing, war nicht viel Leben mehr in ihnen. Der Strom hatte sie mit sich weggerissen. Gott weiß, welche weite, weite Reise sie schon gemacht hatten, als es mir glückte sie mit einem Fischerneß auf's Trockene zu bringen.“

„Wo nur die alte Gans fein mag?“ fragte Minni traurig. „Die armen, armen Kleinen!“

„Wer kann's wissen, wo die Alte blieb?“ sagte Werner. „Vielleicht ist sie unterwegs schon aufgefischt worden, vielleicht aber ist sie auch umgekommen.“

„Minni,“ rief das Bärbele in ganz kläglichem Tone, „liebe Minni, warum weinst du? Ach bitte, bitte, du mußt, du sollst nicht weinen? Hast du dir weh gethan?“

Werner legte seine Hand auf Minnis Scheitel. „Armes Kind,“ sagte er mitleidig — das muß freilich trübe Erinnerungen in deiner Seele erwecken. Weine nur, es wird dir wohl thun. Aber nimm dich auch der kleinen Thierchen an, es sind auch Waisen wie du. Gib ihnen Brod oder gekochte Kartoffeln. — Ich muß fort, es ist die höchste Zeit.“

Er küßte die Kinder der Reihe nach, gab Minni die Hand und sagte: „Daß du das Schwein und

die Ziege nicht vergessen hast, sah ich, ehe ich in's Haus trat. Aber vor Einbruch der Nacht guckst du wohl noch einmal in die Ställe und überzeugst dich, ob auch alles in guter Ordnung ist?“

„Gewiß,“ sagte Minni freundlich, während ihr ganzes Gesicht in Thränen schwamm, und dabei öffnete sie dem Waldhüter die Thür.

„Es hat ein wenig nachgelassen mit dem Sturm und Regen,“ sagte sie dabei, und als Werner mit einem „Ja, Gott Lob!“ das Haus verließ, verriegelte sie die Thür wieder sorgfältig.

„Ich weiß, was ich thue,“ jubelte Anna. „Die Giffel müssen ein ordentliches großes Nest haben. Damit stürmte sie hinauf auf den Boden und holte vier alte Bretter herbei, ein jedes vielleicht 2—3 Fuß lang; die stellte sie im Viereck gegen einander gelehnt auf, holte Stroh herbei, legte es in den innern Raum und setzte die Gänselein oben auf.“

„Suse, liebe Suse, was raschelt im Stroh,“ sang sie dabei, und das Bärbele fiel ein: „Das sind die Hulegänschen, die haben keine Schuh.“

„Pardauz!“ rief Rudi, „das hab' ich mir wohl gedacht, die Bretter sind umgepurzelt. So geht das noch nicht.“ Und mit großer Anstrengung und Selbstverleugnung schleppte er drei alte Ziegelsteine herbei, die er fest gegen die auf hoher Kante aufgestellten Bretter schob. „Nun hat die Geschichte doch Halt,“ rief er dabei, und Fix, der sehr aufmerksam zugeschaut hatte, schien durchaus derselben Ansicht zu sein. Minni hatte inzwischen für Futter gesorgt; aber Anna bat so lange, bis es ihr erlaubt wurde, es den kleinen Thieren hinzustreuen. Das war nun ein absonderlicher Spaß; — an den Sturm und Regen draußen, der übrigens etwas nachgelassen hatte, dachte jetzt kaum noch eins von den Kindern. Die Sonne hatte es sogar zu Wege gebracht, sich für Augenblicke von dem dicken Wolkenvorhang zu befreien, und als Minni die Läden öffnete, wollte das Himmelslicht doch auch einmal sehen, „was bei Werners denn eigentlich los sei.“

So wenigstens legte es der Rudi sich zurecht, als es auf einmal wieder hell und licht um sie her ward, und die Kinder belachten weiblich den Einfall des „witzigen Bräuderchens“. Selbst Minni mußte lächeln. Sie hatte zwar ihre Thränen getrocknet, aber sie schaute doch im Grunde recht traurig drein, obgleich der Albert auf ihrem Arme, in den einen Zipfel des weiten thüringer Kattunmantels eingebündelt*), vor Freuden über die kleinen Giffel zu

*) Die Kinder werden in jener Gegend nie anders getragen.

feinen Füßen zappelte und schrie und mit aller Gewalt verlangte, zu ihnen auf das Strohlager gesetzt zu werden.

Die Sonne verschwand bald wieder, und dann brach der Abend herein, und mit ihm kam der Sandmann. Die kleine Gesellschaft ward müde und einer nach dem andern ward zur Ruhe gebracht, oder legte sich selbst zum Schlafen nieder. Nur Minni verspürte keine Müdigkeit. Sie hatte auch noch gar mancherlei zu besorgen und fortzuräumen, und nach

würde doch Sitter die Kinder sicherlich davon benachrichtigt haben.“

Unruhig ging Minni im Zimmer auf und ab. Unzählige Male blieb sie am Fenster stehen und horchte hinaus, ob keine nahenden Schritte sich hören ließen; — aber alles blieb still. Nur das gleichmäßige Fallen des Regens vernahm sie. Dann und wann heulte ein vereinzelter mächtiger Windstoß dazwischen, — ein Nachzügler der großen Sturmarmee, die vor kurzem hier vorübergebraust war.



den Thieren draußen in den Ställen zu sehen. Dabei verging ihr die Zeit wie im Fluge. Erst als sie mit allem fertig war, warf sie einen Blick auf die Uhr. „Die neunte Stunde vorüber! und Frau Werner immer noch nicht zurück. Wenn nur kein Unglück geschehen ist!“

Der Gedanke fuhr ihr durch alle Glieder. „Hatten Sitters die treue Krankenflegerin für die Nacht bei sich festgehalten? Wollten sie ihr den späten beschwerlichen Heimweg ersparen? Es war kaum zu glauben. Aber selbst, wenn Frau Werner ihre Zustimmung zum Bleiben gegeben haben sollte, so

Deutsche Jugend. VIII.

„Wenn im Walde ein stürzender Ast die auf dem Heimweg begriffene Frau beschädigt, getödtet hätte! Wenn die Brücke über den hochangeswollenen Waldbach von den anstürmenden Wassern zertrümmert worden wäre, — vielleicht gerade in dem Augenblick, als Frau Werner sie überschreiten wollte! Wenn die wilderregten Wassermassen die schwächliche Frau ergriffen, sie gar mit sich fortgerissen hätten!“

Sie wurde bei diesen Vorstellungen von einer tiefen Angst und Unruhe ergriffen. Hatten doch in ihrem jungen Leben schon einmal — sechs Jahre

waren seitdem verfloßen — entfesselte Naturgewalten ein schweres Unglück über sie gebracht. Sie sah sie im Geiste wieder vor sich, die tobenden und tosenden Wasserfluthen, die damals, in jener entsetzlichen Nacht, urplötzlich über ihr freundliches Heimathsdorf hereinbrachen. Sie hörte die Glocken vom Kirchturm herab Sturm läuten; das Wehegeschrei in höchster Gefahr schwebender Frauen und Kinder gellte wieder vor ihren Ohren; sie meinte das Zusammenbrechen der Gartenzäune und hölzernen Ställe zu vernehmen, die Zurufe der Männer, die zur Rettung herbeieilten. Das ganze unsagbare schreckliche Bild von jener Nacht des Sammers und der Noth stand ihr wieder vor Augen.

Die Bewohner des Dorfes hatten damals in tiefem Schlaf gelegen, nicht ahnend, daß eine Stunde oberhalb der wüthende Strom den schützenden Damm durchbrochen hatte und nun in wenigen Minuten und Secunden verwüstete, was jahrelanger Fleiß unter Beschwerden und Entbehrungen der mannichfaltigsten Art geschaffen.

Minnis Mutter war eine arme Wittfrau. Sie wohnte zur Miete bei kleinen Häuslersleuten, deren Haus und Hof zu den am meisten gefährdeten im Dorfe gehörten. Als die Hausbewohner in jener Nacht erwachten, mußten sie ohne Besinnen auf den Boden hinaufeilen, denn die gierigen Fluthen drangen unaufhaltfam durch Thüren und Fenster in das Erdgeschoß hinein und rissen fort oder zertrümmerten schonungslos, was sich ihnen in den Weg stellte. Aber auch von dem Boden sollten die Flüchtlinge vertrieben werden. Die Wasser stiegen immer höher und höher. Schon ragte einzig noch die Dachfirst aus dem kalten, schlammigen Element hervor und auf dieser saßen die unglücklichen Hausbewohner, zitternd vor Angst und Kälte, todtbleich und stumm. Der Untergang schien allen unvermeidlich; ergeben befahlen sie sich in Gottes Vater-Hände.

Da plötzlich kam ein Rettungsboot von der Mühle her auf sie zu. Wie tanzte es auf den Wogen. Nervige Arme ruderten und steuerten es.

„Gerechter Himmel! Wenn es noch Erlösung für uns gäbe, eine andre Erlösung als durch den Tod!“

Der Häusler und die Seinen waren schon im Boot sicher untergebracht. Jetzt kam an Minni's Mutter die Reihe. Werner, einer der entschlossensten und thatkräftigsten bei jenem Rettungswerk, wollte sie von der Dachfirste herab und in das Boot heben; aber die Mutter wich ihm aus.

„Erst mein Kind, meine Minni!“ rief sie. „Dann ich, — wenn es noch möglich ist!“

Heiliger Vater im Himmel! Wankte das Haus nicht? Was war das für ein gräßlicher Ton? Wie zischten und kochten die Fluthen! Werner hatte das kleine Mädchen gefaßt und in's Boot gehoben. Er wandte sich, um nun eiligst die Mutter zu ergreifen. Aber es war zu spät! Seine Arme griffen in die leere Luft. Das Tau hatte sich gelöst. Das Boot war von der heftigen Strömung wie von unsichtbaren Händen aus der Nähe des Hauses fortgezogen worden. Ein einziger herz- und markerschütternder Schrei des Sammers und des Entsetzens aus den Kehlen aller Zeugen des gräßlichen Schauspiels, — und Haus und Weib waren in den Wellen verschwunden. —

Minni hielt ihre Hände fest über die Augen gedrückt. Sie durchlebte heute alles noch einmal; nein, zehnfach durchlebte sie es, denn schon den ganzen Tag über war jede, auch die kleinste Erinnerung an jene graufige Nacht und an den schrecklichen Tod ihres geliebten Mütterchens in ihrem Herzen wach geworden, und nun vereinten sich alle diese Erinnerungen vor ihren geistigen Augen zu einem großen, übermächtigen Bilde.

Aber sie durfte nicht länger diesen schmerzlichen Vorstellungen nachhängen! Es war keine Zeit zum Träumen, es mußte gehandelt werden.

Damals hatte Werner Minni vom Tode errettet; ja mehr als das, er hatte sich mit voller Liebe der armen vater- und mutterlosen Waise angenommen, ihr in seinem eignen Hause eine neue Heimath geschaffen. Wie, wenn heute der Frau Werner ein ähnliches Loos beschieden wäre, wie ihrer Mutter? Eine tiefe Angst erfaßte Minnis Herz. Schreckliche Vorstellungen erfüllten ihre Seele.

Sie wollte alles wagen, alles daran setzen, um Frau Werner den Ihrigen zurückzuführen. Sie mußte sich Aufschluß über das Außenbleiben ihrer Pflegemutter verschaffen.

O Gott, wenn die Kinder ihrer Wohlthäter, ihrer zweiten Eltern, das Unglück erfahren sollten, das sie durchlebt hatte! „Davor schütze sie Gott!“ murmelte sie leise vor sich hin, während sie sich ein großes, dickes Tuch um Kopf und Schultern warf und die Zipfel auf dem Rücken fest zusammenknotete. Dann zündete sie das Lämpchen einer Laterne an und machte sich zum Fortgehen bereit. Der Gedanke, die schlafenden Kinder allein zurück zu lassen, beunruhigte sie kaum; — waren sie doch gut geborgen!

Der kleine Hund hatte jede der Bewegungen Minnis beobachtet und gar wohl verstanden; nun schickte er sich gleichfalls an das Haus zu verlassen. Er drängte sich dicht an die Ausgangsthür, um sofort beim Deffnen durchschlüpfen zu können. Ganz

leise wollte Minni davonschleichen, aber als sie die Hand auf die Thürklinke legte, bellte der Hund nach seiner Gewohnheit bei solchem Anlaß laut und freudig auf, und Rudi fuhr erschreckt von seinem Lager empor.

„Was ist geschehen? ... Wo ist die Mutter? ... Willst Du fortgehen, Minni?“

„Ja, Rudi. Ich will der Mutter entgegengehen.“

„Ist sie noch nicht wieder zurück?“ Der Knabe sprang aus dem Bette. „Ich muß mit!“ sagte er entschlossen.

„Du kannst mir nichts dabei helfen, Rudi.“

„Wer weiß! Es ist besser, wir sind zu zweien.“

Rudi schien durch die plötzlich über ihn gekommene Angst und Sorge wie umgewandelt. In wenigen Augenblicken war er fertig angekleidet.

„Jetzt komm, Minni!“ rief er. „Ich nehme Vaters Krückstock mit, da haben wir für den Nothfall eine Waffe.“

Nun verließen sie das Haus. Glücklicherweise war von den andern Kindern keines erwacht. Fix sprang voraus. Es war ein schlimmes Gehen bei nächtlicher Dunkelheit auf den durchweichten, schlüpfrigen und steilen Bergpfaden. Die Kälte hatte sich vermindert; seit der Sturm zu wüthen aufgehört, wehte eine milde Frühlingsluft, und der Regen war auch bedeutend schwächer geworden. —

Der Schein der Laterne in Minnis Hand erhellte immer nur das zunächstgelegene und warf grelle, schwarze Schatten, so daß die Kinder allen ihren Muth zusammenhalten mußten, um nicht überall verdächtige Gestalten zu erblicken. Aber sie theilten sich ihre Gedanken nicht mit. Schweigend schritten sie vorwärts, soviel wie möglich in die Ferne spähend, ob die Mutter ihnen nicht entgegenkäme.

„Wir werden sie doch vielleicht noch bei Sitters treffen, und dann gemeinsam heimgehen!“ so tröstete sich Minni, so Rudi.

Eine halbe Stunde etwa mochten sie rüstig zugeschritten sein, da lag das Haus des Holzschlägers vor ihnen. Aus den kleinen, niedrigen Fenstern drang ein Lichtschimmer hinaus in die dunkle Nacht. Minni trat heran, hob sich auf den Zehen empor und blickte hindurch. Sitter saß am Tisch mitten im Zimmer und hatte den Kopf in die Hände gelegt. Er weinte.

Minni wußte, daß die Kranke in der Kammer lag; wenn sie leise an die Scheiben pochte, konnte es den Schlummer derselben nicht stören. Sie klopfte. Sitter fuhr auf und eilte so geräuschlos als möglich an's Fenster.

„Was giebt's?“ rief er mit unterdrückter Stimme

und nestelte das eiserne Klinglein vom Haken los, an dem der Fensterrahmen befestigt war. „Minni, du? und der Rudi auch? Was wollt ihr Kinder?“

„Frau Werner abholen,“ sagte Minni, und Rudi rief: „Die Mutter ist doch hier bei Euch, nicht wahr?“

„Wo denkt ihr hin, Kinder? Sie ging gleich als ich heimkam und muß längst zu Hause sein. Ihr werdet euch unterwegs verfehlt haben. Seid ihr auf der großen Straße gekommen? — Nun, sie nahm vielleicht den kürzeren, allerdings sehr steilen Fußweg. Es war noch leidlich hell, als sie uns verließ.“

Minni schüttelte den Kopf.

„Verfehlt können wir uns doch nicht haben,“ sagte sie. „Frau Werner müßte längst daheim gewesen sein, ehe wir uns auf den Weg machten.“

„Ja, freilich, ja,“ bestätigte Sitter, „du hast Recht, Minni! ... Wo aber kann sie sein?“

Die Kinder wandten sich zum Gehen. Minni aber fragte noch: „Wie geht es Eurer Frau?“

Sitter seufzte: „Wenn Gott nicht ein Wunder thut, wird sie es nicht durchmachen. Das Fieber zehrt sie auf. Seit das Wetter nicht mehr so tobt, ist sie zwar auch ruhiger geworden, — aber ich habe nicht viel Hoffnung, daß sie am Leben bleibt.“

Traurig gingen die Kinder heimwärts.

„Wenn meine Mutter stürbe, möchte ich auch nicht länger leben,“ war alles, was Rudi mit halberstickter Stimme sagte, denn Sitters Worte schnitten ihm tief in's Herz.

Sie pilgerten rüstig fort. „Hier geht der Fußpfad rechts ab, quer durch den Wald,“ sagte Minni. „Ich meine, wir schlagen ihn ein.“

„Ja, aber wenn nun die Mutter uns wirklich sucht, verfehlen wir uns auf's neue.“

„Das ist richtig. So wollen wir uns theilen. Du gehst mit dem Fix auf der großen Straße heim; ich behalte dafür die Laterne, die wird mir auf dem schlechteren Wege doppelt nöthig sein.“

„Wo aber ist Fix?“

Rudi rief und pfiß; aber der Hund ließ sich nicht sehen.

„Er bellt. Hörst du's nicht, Minni?“

„Mich dünkt, ich höre ihn winseln und bellen, als ob er sich über etwas freue. Ich kenne diese seine Art. Was kann das zu bedeuten haben? Wir müssen uns davon zu überzeugen suchen. Der Hund ist vor uns. Er kann nicht einmal fern sein.“

Die Kinder schritten wieder weiter.

„Wir sind auf der rechten Fährte,“ sagte Minni. „Der Ton wird immer deutlicher.“

„Es ist der Fix!“ rief Rudi. „Da unten steht er ja! Er erkennt uns! O wie er sich freut uns wiederzusehen, als ob wir wer weiß wie lange getrennt gewesen wären.“

„Diese Freude allein ist's wohl kaum, was ihn so aufregt,“ meinte Minni. „Sieh nur, wie er immer fort bald zu uns zurück kommt, bald dort an jenen Abhang läuft und hinunterschaut. Was mag er nur haben?“

Die Kinder blickten sich um. Dicht neben ihnen, hart an einem schroffen Bergabsturz, in dessen Tiefe die tosende Schwarza dahinschoß, hatte der Sturm ein Paar alte Bäume entwurzelt und zu Boden geworfen. Große Stücke Erde waren dadurch vom Wege abgerissen und in den Abhang hinabgeschleudert worden. Minni leuchtete hinunter. Lag dort an der steilen Bergwand, an der die Fluthen emporstiegen, eine menschliche Gestalt? Wenn es Frau Werner wäre, die hier hinabgestürzt ist?

Rudi stand dicht neben Minni und starrte athemlos hinunter. Er sah, er empfand das gleiche.

„Mutter! Um Gott, Mutter, bist du's?“ schrie er, und die Kinder glaubten zu sehen, daß die Gestalt unter ihnen eine Bewegung machte. Aber es erfolgte keine Antwort.

„Es ist ein Mensch! Eine Frau! O Gott! Sie antwortet nicht. Ist sie ohnmächtig?“ Hier war schnelle Hülfe nothwendig. Minni band sich das große Tuch ab, das ihr Kopf und Schultern verhüllt hatte, faßte einen der Zipfel und knüpfte das andere Ende fest um einen Baumstamm. „So“, rief sie, „halt den Knoten fest, Rudi, mit beiden Händen. Wenn er sich löst, stürze ich in das Wasser. Das Tuch reicht bis zu dem Vorsprung, von dem man bis zu der Frau hinab kann.“

„Was willst du thun, Minni?“

„Hinabsteigen! — Gib mir deinen Stock. Die Laterne muß hier dicht am Abhang stehen bleiben.“

„Minni, Minni — — o Gott, was beginnst du?“

„Nur wacker festhalten, Rudi, dich selbst und den Knoten! Ich habe keine Furcht. Der Krückstock ist mir eine gute Stütze.“

Sie stieg muthig und ohne von Schwindel ergriffen zu werden den steilen Abhang hinab. Der schwache Lichtschimmer der Laterne, oben am Rande des Absturzes, zeigte ihr nur gerade den Weg, den sie zu nehmen hatte, und als Zielpunkt die menschliche Gestalt, dort auf dem zweiten Vorsprung der Felswand.

Es war gut, daß die Dunkelheit sie hinderte

die ganze Tiefe des Abhanges zu ermessen, aus der das Getöse der sich überstürzenden Wassermassen zu ihr emporstieg. — Fast hörbar klopfte ihr das Herz. Sie prüfte mit dem Stöcke jede Stelle des Bodens, ehe sie austrat. Es bedurfte der Anstrengung aller Kräfte, um nicht auf der schlüpfrigen und steilen Fläche auszugleiten. Von Zeit zu Zeit rief sie Rudi ermahmend zu: „Um Gottes Willen, der Knoten ist doch fest! Halt, was du kannst!“

Endlich hatte Minni den Vorsprung erreicht. Sie ließ das Tuch los und näherte sich nun auf der minder steilen Absenkung, über Felsgeröll hinweg steigend, der Gestalt der Unglücklichen. Sie lag zwischen der Bergwand und einem großen, vielästigen Gebüsch, das sie vor dem gänzlichen Hinunterstürzen schützte. Dasselbe Gebüsch bot auch Minni genügenden Halt. Sie beugte sich über die Frau zu ihren Füßen: — es war wirklich Frau Werner; — sie berührte ihre Stirn mit der Hand. Sie war erstarrt, aber nicht in Todeskälte. Minni wußte, wie anders solche Kälte sich anfühlt!

„Frau Werner,“ rief Minni, „Frau Werner! Ich bin's, Minni ist's!“

Die angerufene öffnete die Augen.

„Minni hier!“ lallte sie schwach.

„Ja, ich bin es! Geben Sie mir die Hand. Wenn Sie sich nur aufrichten könnten!“

Frau Werner hob den Oberkörper in die Höhe. „Das kann ich,“ sagte sie matt, „aber aufzustehen ist mir unmöglich. Der Fuß ist verrenkt. Ich habe Schmerzen.“ Und ermattet sank sie in die alte Lage zurück.

Minni rieb der Frau Stirn und Schläfe und besprengte ihr Gesicht mit Wasser.

„Wie wohl das thut,“ sagte Frau Werner. „Und wie gut du bist, Minni!“

Rudi hatte sein Ohr an den Rand des Abhanges gelegt. Er weinte vor Freuden, als er endlich sein Mütterchen mit Minni reden hörte. Wenn sie nur erst da heraus, ganz wieder bei ihm wäre! Das zu bewerkstelligen war aber für die beiden Kinder eine Unmöglichkeit. „Wir müssen kräftige Hülfe haben, wir vollbringen es nicht,“ rief Minni mit bebender Stimme. „Es ist das beste, wenn ich hier bei der Mutter bleibe. Du aber, Rudi, eilst an den Damm zum Vater. Die Laterne und den Fix nimmst du mit dir. Gehe vorsichtig und verfehle den Weg nicht, denn wenn du deine Bettschaft nicht ausrichten kannst und uns nicht bald Hülfe hereschaffst, so ist es vielleicht zu spät!“

Rudi versprach Eile und Vorsicht und machte sich schnell auf den Weg, nachdem er das Tuch auf

Minnis Geheiß abgekümpft hatte. Diese zog es herab und wickelte es um Frau Werners Schultern.

Das war eine schwere, angstvolle Zeit des Harrens. Furcht und Hoffnung wechselten von Minute zu Minute in Minnis Herzen. Wird Rudi sich nicht verirren? Wird er den Vater finden? Wird dieser noch rechtzeitig eintreffen? Jetzt glaubte sie Schritte zu vernehmen — doch nein, sie hatte sich geirrt. — Wie langsam schleppte sich ihr die furchtbare Stunde dahin! — Frau Werner empfand sichtlich geringere Pein. Sie war von alledem, was sie schon in dieser qualvollen Lage durchgemacht, so ermattet, daß sie meist in einer Art von Halb-schlummer lag.

Wie erschraf Werner, als er plötzlich, mitten in der Nacht, die Laterne in der Hand den Rudi vor sich stehen sah!

Rudi hatte den Weg nicht verfehlt und in überraschender Schnelligkeit zurückgelegt. Mit fliegendem Athem erzählte er das vorgefallene. Werner erbleichte. Er wollte fortstürzen, aber plötzlich sich wieder besinnend rief er, indem er die Hände rang: „Ich kann meiner armen Frau nicht zu Hülfe eilen; um keinen Preis darf ich in dieser Nacht von meinem Posten weichen! Wird hier das geringste vernachlässigt, so zieht es vielleicht namenloses Elend für Hunderte von Menschen nach sich ... und dort ... mein armes, armes Weib ... Minni ... o, es ist entsetzlich! Wer geht? wer rettet sie? Wer bringt sie mir sicher wieder nach Haus?“

Mehrere Männer traten vor. „Wir gehen,“ sagten sie, „verlaßt Euch auf uns, Werner. Es soll nichts veräußert werden.“

„Und ich, ich muß hier bleiben!“ jammerte der sonst so starke Mann, sich mit beiden Händen die Schläfen drückend, als fürchte er, der Kopf könne ihm zerspringen.

Gerade in diesem Augenblick kam ein Vorgesetzter, um die Arbeiten an der gefährdeten Stelle des Damms zu controliren; er gewährte Werner's Verzweiflung und ließ sich das vorgefallene berichten.

„Geht mit Gott, Werner!“ sagte er dann. „Ich entbinde Euch für diese Nacht Eurer Amtspflicht und bleibe selbst statt Euer hier bei den Arbeitern.“

Werner dankte bewegt und machte sich nun schleunigst mit den hilfsbereiten Männern zu der unheilvollen Stätte auf den Weg. Rudi diente als Führer. — Was den Kindern nicht möglich gewesen war, das gelang bald den vereinten Anstrengungen der kräftigen Männerarme. Die mitgenommenen Gurte und ein Matratzenkissen aus dem Wärterhause

leisteten dabei wesentliche Dienste. — Es dauerte nicht zu lange, so waren Frau Werner sowohl als Minni aus ihrer gefährlichen Lage befreit und fühlten wieder festen Boden unter ihren Füßen. Werner schloß sein gerettetes Weib mit inniger Nührung in die Arme. „Was wäre mir das Leben noch werth gewesen ohne dich!“ sagte er tief bewegt.

„Dank sei unserer Minni, daß es nicht schlimmer kam!“ rief Frau Werner. „Hätte sie sich nicht zu rechter Zeit aufgemacht um mich zu suchen, wäre sie nicht, mit Gefahr ihres eignen Lebens, zu mir herabgestiegen, ich wäre schwerlich mit dem Leben davongekommen. Kälte und Angst hätten mich wohl getödtet, noch vor Beginn des Morgens. Der Güte des Ewigen und Minnis Treue dankt ihr allein meine Rettung.“

Werner zog Minni an sein Herz.

„Du gutes Kind, wie soll ich dir vergelten?“ sagte er mit inniger Nührung. „Und auch du, Rudi, warst so brav! Gott segne euch, ihr lieben Kinder.“

Jetzt war alles bereit. Frau Werner mußte nach Hause getragen werden; viel hilfreiche Arme waren vorhanden. Zum Glück erwies sich die Verletzung am Fuße unbedeutender, als man befürchtet hatte.

Am andern Tage klärte den Beschauern ein Blick die Ursache des Unfalls auf, der leicht so verderbenbringend hätte werden können.

Frau Werner war in der tiefen Dunkelheit dieser Regennacht den ihr bekannten steilen Pfad, von Sorge getrieben, schneller als sonst wohl hinabgeeilt, und hatte nicht bemerkt, daß der Weg, der sich hier bis zur Schwarza hinabsenkte, an dieser Stelle von den Fluthen zerrissen und eine ganze Strecke des Ufers in die Tiefe hinabgesunken war. So war sie hinabgestürzt — und das Bewußtsein hatte sie sofort verlassen.

Schon nach einigen Wochen konnte Frau Werner wieder in ihrer Wirthschaft thätig sein, die Minni bis dahin allein versehen hatte.

An der kranken Frau Sitter hatte Gott wirklich ein Wunder gethan. Das Fieber hatte sich in jener Nacht schon erheblich vermindert, und in wenigen Tagen konnte Sitter selbst zu den Werners kommen und sich erkundigen, wie alles verlaufen sei, und gute Botschaft bringen.

Minni wurde von Werner an Kindesstatt angenommen und blieb der Liebling und der gute Engel des Wernerschen Hauses.

Der Main.

Eine Wanderung längs des Flusses.

Von **A. Hofmann v. Nauborn.**

Mit Illustrationen von **H. Schuster.**

Vor längerer Zeit haben wir den König der deutschen Flüsse, den stolzen Rheinstrom, uns vorgeführt und mit ihm die lieblichsten und berühmtesten Gaue unseres geliebten deutschen Vaterlandes kennen gelernt. Laßt uns heute, meine jungen Freunde, einen seiner bedeutendsten Nebenflüsse betrachten und im Geiste, mit der Landkarte zur Hand, von dessen Quelle bis zu seiner Mündung wandern. Unter diesen Nebenflüssen ist keiner, der so weit von dem Hauptstrome entspringt und der so nahe dem Herzen des Vaterlandes strömt, als der Main. Fünfunddreißig Meilen in gerader Richtung vom Rheine entfernt ist die Geburtsstätte dieses Flusses, der es vorzieht, in wunderlichen Zickzackkrümmungen Mitteldeutschland zu durchwandern, so daß der Weg, den er von der Quelle bis zur Mündung zurückzulegen hat, über achtzig Meilen beträgt.

Während im Norden Gebirge die Mainlande begrenzen, finden sie gegen Süden ihren Abschluß durch die Donauhochebene und das Neckargebiet, das übrigens auch dem Rhein unterthan ist.

Das Donaubett liegt wesentlich höher als das des Mains. Wollten wir beispielsweise von Kehlheim a. d. D. dem Ludwigscanale, der die beiden Flüsse verbindet, folgen, so hätten wir nicht viel über 250' zu steigen, bis wir bei Neumarkt die Wasserscheide erreichten. Setzten wir nun aber unseren Weg zum Maine fort, so müßten wir über 600' niedersteigen, bis wir an das Ende des Canals bei Bamberg gelangten. Daraus erklärt sich, daß die Ufer des nördlichen Flusses ein milderes Klima haben als die des südlicher strömenden. Dort erfreuen die Nebenhügel noch das Auge des Wanderers; hier hält er vergebens darnach Umschau. — Wenn ich nun noch hinzufügen, daß die Mainlande meist fruchtbaren Boden aufzuweisen haben, so werdet ihr es natürlich finden, daß „Mainwein, Fränkischer Weizen, Bamberger Hopfen und Kohl“ Namen von gutem Klange sind.

Im Rheine lernten wir den gewaltigen König der Flüsse achten; im Maine tritt uns sein sanfter Sohn entgegen. Nicht eilt er in unbändiger Hast dem

Ziele zu, nicht stürzt er sich jählings über Felsen in die Tiefe, nicht durchbricht er kampfeslustig die Reihen der Bergriesen; — still und besonnen zieht er seine Straße, überall ausweichend, wo sich ihm Gebirge hemmend in den Weg stellen, und doch sicher sein Ziel verfolgend. Nicht schreckhaft tritt er dem Menschen entgegen. Seine sanften Wogen tragen willig die Last, die ihnen der Schiffer in reichem Maße aufbürdet. Sicher führen sie das Fahrzeug dem Rheine zu, und soll es den Weg wieder zurücknehmen, so genügen wenige Pferde, die Last zu Berg zu ziehen. — Freilich klagt der Schiffer über großen Zeitverlust wegen der vielen Flußkrümmungen; dennoch behält diese Wasserstraße ihren Werth, weil eine zweite von Osten nach Westen in Mitteldeutschland nicht zu finden ist.

Wer wilde, vorwiegend großartige Naturbilder zu sehen wünscht, darf sie nicht am Maine suchen; wer aber nach lieblichen, heiteren Landschaften verlangt, der komme getroßt. Bald kleiden sich die Ufer des Flusses in Tannen- und Buchengrün, bald breiten sich gesegnete Saatsfelder daran aus, bald umlagern ihn heitere Hügel mit Nebengewinde, bald zieht er durch Wiesen. Und wie manche zerfallene Burg, wie manches wohlerhaltene Schloß, wie viele Städte und Dörfer spiegeln sich in seiner Fluth! Sie alle aber umweht der Hauch reichster Sage, die dem Wanderer um so frischer entgegentritt, als sie mehr denn anderwärts noch im Volke selbst lebt und webt.

Da entsteigen noch die Wasserjungfrauen dem Maine und mischen sich unter die lustigen Tänzer des Dorfes; da foppen die Kobolde den Reiter auf nächtlichem Ritte; da entlocken die Klänge unsichtbarer Glocken die irrende Jungfrau dem finsternen Walde; da jubiliren die Vögel Walthers von der Vogelweibe im helleren Morgenglanze, und in schauerlicher Nacht hält der Rothensteiner seinen Auszug mit Hussah und Hundegekläff. —

Da, wo aus Südosten kommend der Böhmerwald dem aus Nordosten sich heranziehenden Erzgebirge nahe tritt, erblicken wir auf unserer Karte in der Nordostecke des Bayerlandes einen ansehnlichen Gebirgsstock, das Fichtelgebirge. Hier entspringt nahe dem Ochsenkopf (3135') eine Hauptquelle unseres Flusses, der sogenannte weiße Main. Außer dieser

Mainquelle haben noch drei andere Flüsse hier ihre Wiege, von denen die sächsische Saale nach Norden, die Naab nach Süden, die Eger nach Osten (durch das Böhmerland) fließt, während der Main sich nach Westen wendet, so daß man auch hier die Worte unseres großen Dichters (Schiller) anwenden kann:

„Vier Ströme brausen hinab in das Feld, —
Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nacht, Mittag und Morgen.“

Von unserm jungen Flusse kann man nicht sagen, daß er sich besonders ungeberdig aufführe; ohne allzu wilde Sprünge rauscht er bergab an dem überaus reizend gelegenen Städtchen Berned vorbei, über dem auf steiler Höhe zwei zerfallene Burgen thronen. Ehe wir dem Main weiter folgen, steigen wir zur oberen Burg und erfreuen uns an der herrlichen Rundschau. Dunkelbewaldete Höhen und wiesengrüne Thäler wechseln in reicher Mannichfaltigkeit. Dort eilt von Nordosten her die Velsnitz dem Main zu, und es wird euch überraschen, wenn ihr hört, daß in ihr die Perlenfischerei betrieben wird.

Von Berned ab hat der Main die Gebirgsnatur schon ganz abgelegt und strömt friedlich durch das erweiterte freundliche Thal, in welchem er das durch seine trefflichen Bierbrauereien berühmte Städtchen Kulmbach berührt. Das Kulmbacher Gebräu hat einen solchen Ruf, daß es nicht allein weithin im Vaterlande getrunken, sondern sogar nach andern Welttheilen (Amerika und Australien) ausgeführt (exportirt) wird.

Kulmbach ist aber auch noch durch ein deutsches Fürstengeschlecht, die Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach, welche auf der über dem Städtchen thronenden Feste Plassenburg von 1398 bis 1604 residirten, berühmt. Diese Markgrafen stammten aus dem Hause der Hohenzollern und waren verwandt mit den ehemaligen Kurfürsten von Brandenburg, den Vorfahren unseres deutschen Kaisers. In dem letztgenannten Jahre verlegten sie ihren Wohnsitz nach der Stadt Vaireuth. Als diese Markgrafen 1769 ausstarben, fiel das Land an ihren Vetter, den Markgrafen von Ansbach, der sich nun von Ansbach-Vaireuth nannte und dessen Nachfolger 1791 die beiden fränkischen Fürstenthümer an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen abtrat. Friedrich Wilhelm III. mußte dieselben an Frankreich überlassen, und der Franzosenkaiser Napoleon I. gab sie an Bayern, zu welchem Staate sie heute noch gehören. — Die Feste Plassenburg bei Kulmbach wurde 1807 von den Franzosen zerstört.

Unterhalb Kulmbach bei dem Schlosse Stein-

hausen vereinigt sich der weiße Main mit dem vom fränkischen Jura kommenden rothen Main, der durch ein breites Thal und an der Stadt Vaireuth vorbei fließt.

Diese Stadt blühte erst im 17. Jahrhundert auf, nachdem, wie bereits angeführt, die Markgrafen ihre Residenz von Kulmbach hierher verlegt hatten; Krieg und Brand hatten sie in früheren Jahrhunderten schwer heimgesucht, und so sind nur wenige Gebäude aus alter Zeit erhalten, unter ihnen das 1454 erbaute Schloß, welches ein stattlicher Thurm überragt. — Indeß mochte dasselbe dem Markgrafen Friedrich († 1763), der Wilhelminen, die geistreiche Schwester des großen Preußenkönigs Friedrich II., zur Gemahlin hatte, nicht mehr genügen, und er ließ das geräumige neue Schloß bauen. — Nachdem wir in seinem Parke ein wenig gelustwandelt, werfen wir noch einen Blick auf das stattliche Opernhaus, kehren dann aber der Stadt den Rücken und wenden uns nach der Eremitage, dem einladenden Lustschloß, welches wir östlich wandernd in einer Stunde erreichen.

Ehe wir aber den Main überschreiten, halten wir Einkehr in dem an der Straße liegenden bescheidenen Wirthshäuschen und steigen hinauf in das Giebelstübchen, wo uns in Bild und Büste wieder die milden Züge begegnen, die wir schon in der Stadt an dem Standbilde Jean Paul Friedrich Richters kennen lernten.

Wie manches Mal wanderte der Dichter unsere Straße, seitdem er Vaireuth zum ständigen Wohnsitz erwählt, und fand in diesem Stübchen der Frau Kollwenzel nicht nur einen labenden Trunk sondern auch ein Asyl für sein geistiges Schaffen.

Wenn ihr auch die umfangreichern Werke Jean Pauls erst später kennen lernen werdet, so habt ihr doch gewiß schon die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen oder der doppelte Schwur der Besserung“ gelesen. Und ward schon ein Lebensbild des bedeutenden Mannes vor euch entrollt, dann hörtet ihr wohl nicht ohne Rührung seine eigenen Worte: „Es ging mir schlimmer als einem Baugesangenen bei Wasser und Brot, da ich nur ersteres hatte. Aber ich kann doch nicht umhin, zur Armuth zu sagen: Sei willkommen, sobald du nur nicht in allzu spätem Jahre kommst.“ —

Jeder Jüngling sollte kennen lernen:

„Wie sich Richter mußte drücken,
Oh' er ward gedruckt;
Wie ihn, — drauf der Welt Entzücken, —
Erst ihr Weh durchzuckt.“ (Küder.)

Und mit inniger Befriedigung sehen wir nun aus dem kleinen Giebelfenster und auf die Land-

schaft und danken's ihr, daß sie uns von manch glücklichem Jahre des in der Jugend so viel geprüften Dichters zu erzählen weiß.

Ehe wir nun den Lauf des Maines weiter verfolgen, wollen wir uns erst eine übersichtliche Eintheilung desselben verschaffen. Es ist dieß leichter, als es auf den ersten Blick erscheint.

Wenn ihr die Karte zur Hand nehmt, so gewahrt ihr ohne Mühe, daß der Main vom Vereinigungspunkte bis zum Eintritt der Regnitz einen nach Nordwesten geschwungenen Bogen beschreibt.

Nun fließt er in ziemlich gerader Richtung nordwestlich bis zur Stadt Schweinfurt.

Von hier aus nimmt er seinen Lauf im ganzen südlich, um sich dann wieder nordwestlich zu wenden. Dieser Theil des Stromes ist unter dem Namen Maindreieck bekannt.

Indem er sich nun abermals südlich wendet, beginnt das s. g. Mainviereck, das seinen Abschluß dadurch erreicht, daß der Main zwischen Aschaffenburg und Hanau seinen Lauf mehr nach Westen richtet und in einem sanft nach Norden geschwungenen Bogen dem Rheine zufließt, den er Mainz gegenüber erreicht.

Nach dieser Eintheilung werden wir uns leichter verstehen, und so setzen wir unsere Wanderung da fort, wo wir die Vereinigung des rothen und weißen Mains wahrnahmen.

Nun bewegt sich der Fluß meist in ruhigem Laufe durch das schöne und fruchtbare Frankenland, den ehemaligen fränkischen Kreis des deutschen Reiches, der außer den beiden Fürstenthümern Ansbach und Baireuth (Kulmbach) noch zwei geistliche Herrschaften, die Hochstifte zu Bamberg und Würzburg, sowie eine Anzahl kleinerer Staaten umfaßte.

Durch die vielen Gebirge, welche von Norden und Süden an den Fluß herandrängen und wie die Finger gefalteter Hände ineinandergreifen, wechselt die Richtung desselben sehr häufig. Da sind es zunächst die südlichen Ausläufer des Frankenwaldes, die ihm den Weg nach Norden wehren, und ihnen gegenüber erheben sich die nördlichen Ausläufer des fränkischen Jura und sperren ihm den Weg nach Süden. So wird denn der Fluß gezwungen, den schon erwähnten Bogen zu beschreiben; insbesondere helfen die aus Nordosten vordringenden Haßberge diesen Lauf noch bestimmter entscheiden.

Auf diesem Wege verstärkt sich der Main bereits durch mehrere Nebenflüsse: zunächst rauscht ihm die aus Bächen vom Thüringer- und Frankenwald sich bildende wasserreiche Rodach entgegen und kräftigt ihn derart, daß er nunmehr Flöße und Fahrzeuge

zu tragen vermag. Weiterhin nimmt er noch rechts die Itz und Baunach auf. Den stärksten Zufluß aber bringt ihm die von Süden kommende und unterhalb der alten Stadt Bamberg mündende, selbst schon schiffbare Regnitz.

Die Gebirge treten um das eine halbe Stunde vom Main an der Regnitz gelegene Bamberg zurück und schließen eine sehr fruchtbare Ebene bis zum Main ein, die unter dem Namen „Kessel von Bamberg“ weithin berühmt ist. Der See, welcher in vorgeschichtlichen Zeiten diese Ebene gefüllt haben muß, entleerte sich später durch die Flußrinne des Maines und ließ den fruchtbaren Marsch- und Garten-Boden zurück.

Hier rankt sich die Rebe um die Hügel, feines Obst und Gemüse liefern die lustigen Gärten, und Schifffahrt und Handel beleben Flüsse und Stadt.

Besonderer Erwähnung verdient noch der hier mündende Donau-Maincanal, ein großartiges Werk, das von König Ludwig von Baiern ausgeführt wurde. — Schon Karl der Große erkannte die Wichtigkeit einer solchen Wasserstraße; doch konnte er seinen Plan, dieselbe herzustellen, nicht zur Ausführung bringen. Erst 1000 Jahre später unternahm es König Ludwig, den Canal zu bauen. Zwar überstiegen die Kosten den Voranschlag um mehr als das Doppelte; gleichwohl wurde das Werk seiner Vollendung zugeführt und somit eine Verbindung der Nordsee mit dem schwarzen Meere hergestellt. So war es möglich, daß beispielsweise ein ungarischer Graf aus seinem Heimatlande zu Schiff die Pariser Industrieausstellung besuchen konnte. (Wie mußte er seinen Weg nehmen?) Freilich war es ein niedliches, nur zu diesem Zwecke gebautes Dampfboot, das er benutzte.

Am 25. August 1845 fand die Eröffnung des Canals statt, und das erste Schiff trug die zum Canalmonument bestimmten vier colossalen Figuren. Der Wanderer, welcher dem zu beiden Seiten mit Bäumen bepflanzten Canal folgt, wird bei Erlangen durch dieses Denkmal überrascht. Donau und Main in Gestalt mächtiger Flußgottheiten lassen ihre aus Urnen strömenden Fluthen sich vereinigen. Zwei weibliche Figuren, Schifffahrt und Handel darstellend, geben der Gruppe einen befriedigenden Abschluß.

Schon in alter Zeit wurde Bamberg als der Ort gerühmt, wo sich alle Lieblichkeiten und Reize des schönen Frankenlandes vereinigten. Darum sagt auch ein altes Sprichwort: „Neben, Meßgeläut, Main und Bamberg, das ist Franken,“ während ein anderes den angenehmen Aufenthalt in Bamberg mit

den Worten ausdrücken will: „Wenn Nürnberg mein wäre, wollte ich es zu Bamberg verzehren.“

Wegen unhöflichen Betragens der Bürger gegen ihren Bischof wurde der Stadt 1435 befohlen, ihre Befestigungsmauern niederzureißen; daher ist Bamberg auch „das große Dorf“ genannt worden.

Das Bisthum zu Bamberg gründete der fromme Kaiser Heinrich II. (1002—1024) mit seiner eben so frommen Gemahlin Kunigunde im Jahre 1007. Seinen Kanzler Eberhard ernannte er zum ersten Bischof. Auch ließ er die herrliche Domkirche, in welcher seine Gebeine ruhen,^{*)} erbauen und hatte

später zurück, als Otto, der ein sehr jähzorniger Mann war, seine Ritterschule durch Mord besleckt hatte.

Im Jahre 1208 nun weilte Philipp in Bamberg und vermählte hier mit großer Pracht seine Nichte Beatrix mit dem Herzoge von Meran. Hierauf begab sich der Kaiser nach dem nahe bei Bamberg gelegenen Schlosse Altenberg, seiner Gesundheit zu pflegen. Da erschien eines Tages der Pfalzgraf Otto mit zehn Bewaffneten und drang in das Gemach des Kaisers, in dem nur noch der Bischof Heinrich von Speier und der Truchseß Heinrich von Waldburg gegenwärtig waren. Philipp glaubte,



die Freude, daß der Papst Benedict im Jahre 1020 von Rom kam, um diese Kirche einzuweihen. An Bamberg, wo auch Kaiser Konrad III. im Jahre 1152 starb, knüpft sich noch ein besonders trauriges Ereigniß, nämlich ein Kaisermord. Der seiner Milde wegen geliebte Philipp von Schwaben, ein Sohn des hochberühmten Kaisers Rothbart, war seinem Bruder Heinrich VI. in der Regierung gefolgt. Er hatte dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach eine seiner Töchter verlobt, zog aber sein Versprechen

daß Otto in freundlicher Absicht gekommen sei; als dieser jedoch das Schwert zog und allerlei drohende Bewegungen damit ausführte, befahl ihm der Kaiser das Schwert einzustecken, da sich solche Scherze vor dem Kaiser nicht gebührten. „Es soll auch kein Scherz sein,“ schrie ihm darauf Otto ergrimmt entgegen, „du sollst hier deine Treulosigkeit büßen!“ Mit diesen Worten versetzte er Philipp einen Hieb in den Hals, sodaß dieser todt in seinem Blute niedersank. Nachdem der Frevler auch noch den Truchseß, der ihm die Thüre verschließen wollte, durch einen Hieb in die Wange verwundet hatte, entfloh er zu seinem Vertrauten, dem Bischof Ekbert von Bamberg. Der Mörder wurde für diese ruchlose That geächtet und erschlagen. — (Fortsetz. folgt.)

^{*)} Das Hingelein der Wage, welche die Gottheit der Gerechtigkeit auf dem Leichenstein des Kaisers in der Hand hält, neigt sich etwas zur Seite. Die Sage erzählt: Wenn diese Wage einst völlig in's Gleichgewicht kommen wird, dann ist das Ende der Welt nahe.



Theerpitterchens Tochter.

Märchen von Victor Blüthgen.

Mit Original-Zeichnungen von H. Lüders.

ern im Norden, wo die häßlichen Winterstürme her kommen, die durch die dicksten Fausthandschuhe wehen und alle Nasen und Ohren zwicken, daß sie vor Aerger roth und blau werden, da liegt die Ostsee. Sie besteht aus lauter Wasser, aber trinken kann man es nicht, denn es schmeckt salzig wie Häringe. Wenn du so auf dem gelben Ufersande stehst, den die See auspült und den der Wind zu Bergen aufweht, dann liegt es vor dir weit, weit, — alles Wasser, wie in den blauen Himmel hineingemalt; höchstens daß du ein fernes Schiff darauf erblickst mit braunen, theergetränkten Segeln. Von weitem her schießen die blitzenden Wogen auf dich los, aber es vergeht viel Zeit, ehe sie herangerauscht sind und zu deinen Füßen zischend auseinander stieben. Gar oft müssen sie einen Anlauf nehmen, und jedes Mal wenn sie recht hoch gekommen sind, so schwitzen sie vor Anstrengung weißen Gischt, und dann lassen sie sich wieder fallen und ruhen einen Augenblick aus.

Es giebt auch kleine Jungen und Mädchen an der See, das sind meist Fischerkinder; und wenn die an den Strand gehen, so können sie die schönsten kleinen Höhlen in die Sandberge kragen und Teppiche von Seegras hinein tragen, oder sie können Muscheln und Bernsteinstückchen suchen, welche die See auswirft. In den Bernsteinstückchen sind manchmal todtge Mücken und Fliegen, und die sind dann steinalt, viele tausend Jahre. Des Abends aber, wenn die Sterne sich im finstern Wasser spiegeln und einander zumicken, dann sitzen die Fischer und erzählen sich die herrlichsten Märchen von der Welt: vom Haringkönig mit dem silbernen Mantel und der rothen Weste, der aus Versehen seine Krone verschluckt hatte, von der Bernsteinhege, die in jeder Neumondnacht dicke gelbe Bernsteinthränen weint und die Leute, welche sie trösten wollen, bei den Beinen in das Wasser zieht, vom Klabautermann und der versunkenen Stadt Zulin. Manchmal erzählen sie auch vom kleinen Theerpitterchen, welches die Wolken macht. Man wird gar nicht müde zuzuhören.

Der kleine Wilm hatte auch einen Vater, welcher Fischer war. Der stand in der Nacht auf und ging in hohen Thranstiefeln zum Strande hinunter, wo sein Boot lag, und dann fuhr er damit in das Meer hinein und fing Heringe, Flundern und Hornfische. Am Tage aber nahm die Mutter den kleinen Wilm mit an den Strand; sie wusch die Netze und hing sie zum Trocknen auf, und der Junge spielte, bis er müde war, dann legte sie ihn in das Boot auf ein Segeltuch, daß er schlief. Da streichelte der Sonnenschein sein rothes Gesichtchen, und der Wind blies in seine gelben Haare.

Wie er einmal so lag, sah er im Schlaf etwas sonderbares, nämlich ein kleines Männchen, das

„Das schadet nichts, deine Seele kann immer fort; das geht ganz leicht,“ sprach das Theerpitterchen.

„Aber wenn meine Mutter mich wecken will, dann kann ich nicht aufwachen.“

„O, wenn sie das will, trage ich dich so rasch wieder her, wie man Amen sagt. Sie soll gar nichts merken.“

„Wenn sie nur nichts merkt,“ sprach der kleine Wilm nachdenklich, und da sah er schon, daß er neben dem Theerpitterchen auf dem Segeltuch stand.

„Grüß mir Klein-Anning,“ sagte eine Stimme, und wie er sich umwandte, war es die Segelstange auf seines Vaters Boot, die hatte das Segel umgeschlagen wie ein Plaid und machte tiefe Diener vor



war das Theerpitterchen. Es hatte Kleider aus dick getheertem Segeltuch an, dazu ein Paar hoher Stiefeln und auf dem Kopf eine Kappe. Das merkwürdigste aber waren seine Haare und sein Bart, die waren lauter grünes See gras. Es saß auf einem Stück Segeltuch, welches auf den Wellen schwamm; einen Zipfel hatte es an einem Faden wie ein Segel vor sich und blies hinein, daß seine Backen so dick waren wie zwei runde Apfelsinen.

„Guten Tag, kleiner Wilm,“ sagte das Theerpitterchen und hielt bei dem Boote an, in welchem der kleine Wilm lag. „Du kommst ein Bißchen mit kommen zu meiner Anning; sie ist eine lustige kleine Dirne.“

„Ich kann ja nicht fort, weil ich schlafe,“ antwortete Wilm.

ihm; und das Boot hatte ein Gesicht bekommen und blinzelte ihm lustig zu und sagte auch: „Grüß mir Klein-Anning,“ und dabei wippte das Boot immer auf und nieder. Im Boote sah er sich selber schlafen; das kam ihm sehr spaßhaft vor. Wie er sich aber nach seiner Mutter umschaute, dünkte es ihn, als seien ihre Augen auf ihn gerichtet, und da wurde er ängstlich und rief: „Sie sieht mich schon, sie sieht mich schon.“

„Träterätä,“ sagte das Theerpitterchen, „eine Seele kann man nicht sehen, und jetzt geht die Fahrt ab.“ Darauf hob er einen andern Zipfel aus dem Wasser heraus und blies, daß seine Backen so groß wurden wie runde Thurmkнопfe, und wenn er einmal vorbei blies in das Wasser, so flog ein weißer Nebel auf und stieg in die Luft; das war dann eine Wolke.

Wie sie ein Stück gefahren waren, hielt das Fahrzeug an und das Theerpitterchen pfiß auf zwei Fingern. Da kamen zwei Seehunde, die waren gefattelt und gezäumt und wedelten mit den Hinterfüßen, denn einen Schwanz hatten sie nicht. „Steig' auf, kleiner Wilm,“ sprach das Theerpitterchen, und schon saß er selber im Sattel und hing sich das Segeltuch wie einen Reitermantel um. Rutsch! da fuhren sie durch das grüne Wasser. Es glänzte wie Glas, und der kleine Wilm konnte sich nicht genug verwundern, daß er gar nicht naß wurde. Er wußte nicht, daß eine Seele niemals naß wird. Endlich ritten sie in einen hellen Glanz hinein, der alles Wasser goldig färbte, und nun hielten sie vor Theerpitterchens Hause, das so leuchtete, weil es aus lauter Bernstein gebaut war, das Dach aber war obendrein mit Perlmutter belegt.

„Brrr!“ sagte das Theerpitterchen, und da stand auch schon ein alter Hummerkreb, nahm in jede Scheere einen Zügel und wartete, bis die zwei abgestiegen waren. Dann führte er die Seehunde fort in den Stall. Das Männlein aber rief einen alten Kinderspruch:

„Anning, min Anning
Do steiht 'n lütt Gör*,
Dat will mit di tanzen,
Lütt Anning spring vör.“

„Da bin ich schon,“ sagte Klein-Anning, und stand mit einem Male bei ihnen. Sie war ein süßes kleines Ding und hatte keine garstigen See-grashaare wie ihr Vater, sondern gerade solch einen Flachskopf wie die Anna, das Nachbarskind, mit welcher der Wilm Sandhäuser baute und Sandkuchen buk. Das schönste aber war ihr Kleid, denn es war mit lauter Fischschuppen benäht.

„Jetzt wirb's lustig,“ lachte sie und faßte den Wilm bei beiden Händen; „du mußt wissen, daß ich heute Geburtstag habe. Mit den dummen Fischen ist gar nichts anzufangen, denn sie sprechen kein Wort und lassen sich alles gefallen. Ich mag keinen leiden, der sich alles gefallen läßt. Kannst du dich mit mir zanken?“

„Je, warum nicht?“ sagte Wilm.

„Aber nicht gleich. Das muß erst zuletzt kommen. Jetzt darfst du ein Stück Geburtstagskuchen essen.“ Und sie zog ein Stück aus der Tasche, das aß Wilm und es schmeckte wie lauter Fruchtbonbon. „So, nun komm mit.“ Damit zog sie ihn auf eine hübsche kleine See-graswiese, um welche lauter hohe Wasserpflanzen wuchsen, wie Bäume so hoch. Einige da-

*) Kleines Kind.

von waren fast durchsichtig, grün oder roth gefärbt, die sahen am lieblichsten aus. Fische schossen hindurch, große und kleine, manche rund wie Kugeln und rings mit Stacheln besetzt, andere ganz platt wie Scheiben oder auch schlank und dünn wie die Rohrstöckchen. Alle hatten runde Klogaugen, und bei einigen standen die Augen gar auf Hörnern, welche sie überall hin drehen konnten.

„Wir wollen tanzen. Du kannst es doch ordentlich?“ fragte Klein-Anning.

„Ein Bißchen,“ antwortete Wilm.

„Ich will dir zeigen, wie man es machen muß,“ sprach sie und schlang ihre Arme um Wilm. Und nun ging das in die Höhe, und immer auf und nieder im Wasser, und es war dem Wilm, als wäre er eine Mücke und tanzte auf und ab unter seines Vaters Apfelbaum. Die Fische schwammen herzu und sahen sich die Sache von weitem an; sie hätten gewiß gern mitgetanzt, aber sie wagten es nicht vor lauter Respect, denn es hatte sie niemand dazu aufgefordert. Klein-Anning aber jauchzte und drehte Wilm so rasch im Kreise herum, daß ihm Hören und Sehen verging. „Plumps,“ sagte sie dann und ließ ihn fallen. Da lag er im Grase und zog ein verdrießliches Gesicht, und sie lachte.

„Du bist dumm,“ sagte der kleine Wilm.

„Höre du!“ meinte sie warnend, „jetzt darfst du noch nicht zanken. Wir haben ja erst angefangen zu spielen. Ich will dir einmal etwas in das Ohr sagen.“ Und sie setzte sich zu ihm in das Gras und sprach in sein Ohr: „Wir gehen jetzt spazieren und besuchen unser Schloß.“

„Das wird ein schönes Ding sein.“

„Ja wohl ist es schön; aber du darfst dich nicht fürchten vor den Thieren unterwegs.“

„Ich fürchte mich gar nicht.“

Da faßte sie seine Hand, und nun ging es durch die Wasserpflanzen hin und dann auf dem Meeresboden weiter, und die Fische zogen in hellen Haufen hinterher. Bei ihren Füßen kribbelten und krabbelten große Würmer, Krebse und Seespinnen, daß der kleine Wilm immer glaubte, er müsse eines todt treten; aber er fürchtete sich wirklich gar nicht. Die Muscheln öffneten die Schalen und machten „klipp, klapp,“ wie die Dreschflügel auf der Tenne. Helle Bernsteinstücke lagen umher, manche so groß wie ein Ziegelstein. Alle Fische aber, welche herbeigeschwommen kamen, schlossen sich hinten dem Zuge an; die meisten davon waren Haringe.

Zuletzt kamen sie wieder in einen Wald von durchsichtigen Wasserbäumen; alles um sie herum schimmerte im herrlichsten Grün, und die Spitzen

der Bäume wedelten hin und her wie Fahnen. Mitten im Walde aber lag ein schwarzer, alter Holzbau, das war ein versunkenes Schiff. Es sah recht trübselig aus. Stücke von den Masten waren umhergestreut und die Bretter klappten überall, daran saßen Muscheln und Wassermoos. Zu den Fenstern aber schlüpfen die Fische aus und ein. Ein Brett war weiß, darauf standen Buchstaben, die niemand mehr lesen konnte, so verwischt waren sie. Es war ein recht verwittertes altes Schiff.

„Hier ist unser Schloß,“ sagte Klein-Anning.

„Das ist zu schlecht,“ antwortete Wilm, „das ist gar kein Schloß; da hinein gehe ich nicht.“

„Warte nur, ich will es neu anstreichen,“ meinte Klein-Anning. Sie hob eine Muschel auf und strich über das Holz, und mit einem Male glänzte das ganze Holz wie lauter Perlmutter. „So, nun wollen wir hineinsteigen. Du bist der Prinz und ich die Prinzessin, und wir werden Hochzeit halten.“

„Wenn du Hochzeit halten willst, mußt du einen Kranz haben; ohne Kranz kann ich dich nicht heirathen,“ sagte Wilm.

„Das ist schade,“ meinte Klein-Anning und sah sich um; endlich bückte sie sich und zog ein paar grüne Ranken herauf, welche unter dem Schiffe vorwuchsen, die schlang sie sich durch das Haar um den Kopf. „Ist das nun gut?“ fragte sie.

„Nein, es müssen Blumen darin sein.“

„Ich will aber keine Blumen!“ rief sie zornig und machte so böse große Augen, daß dem Wilm ganz ängstlich wurde. Aber sie war gleich wieder vergnügt und umfaßte ihn, und wie der Blitz fuhren sie aufwärts und standen schon auf dem Verdeck des Schiffes. Sie kletterten die Schiffstreppe hinab und kamen in einen weiten Saal, in welchem sich noch Tische und Stühle befanden. Der Saal war ganz mit Muscheln tapeziert, und auf den Stühlen wuchsen kleine grüne Wasserpflänzchen, daß sie wie mit grünem Plüsch überzogen aussahen.

„Komm,“ sagte Klein-Anning, „wir wollen erst den Musikanten holen.“

Sie zog Wilm in eine Thür hinein, in ein finsternes Kämmerchen. Da lag ein Mann und rührte sich nicht; aber wie Klein-Anning ihn anfaßte, machte er die Augen auf.

„Guten Tag, kleiner Wilm,“ sagte er.

„Wer bist du denn?“ fragte Wilm.

„Kennst du mich nicht? Ich bin ja dein Onkel, der immer mit dem Schiff gefahren ist nach Amerika und noch weiter. Lebt denn der Kaladu noch, den ich dir mitgebracht habe? Puh, es ist so naß hier unten. Ich weiß nicht, wie viel Wasser ich schon geschluckt

habe, seit ich hier auf dem Schiff untergegangen bin, aber es muß sehr viel sein.“

„Du sollst uns geigen,“ sprach Klein-Anning ungeduldig; „du mußt wissen, daß wir Brautleute sind.“

Wilm war nachdenklich geworden und sagte: „Ich möchte lieber nach Hause. Meine Mutter wird kommen und mich wecken wollen. Kannst du meine Mutter nicht sehen, Prinzessin?“

„O ja, Prinz,“ antwortete Klein-Anning und legte die Hand über die Augen. „Sie sitzt an der See und spült das große Netz.“

Da gab sich Wilm zufrieden, und sie gingen beide in den Saal; der Mann aber hatte eine Geige genommen und kam hinterher.

Die Fische guckten zu den Fenstern herein, denn sie sind immer sehr neugierig. „Ihr dürft nicht herein,“ rief Klein-Anning; „bloß zusehen dürft ihr. Ihr seid nicht schlank genug zum Tanzen. Aber die Heringe können kommen.“ Und die Heringe kamen denn auch, immer mehr und immer mehr, und stellten sich auf die Schwänze und knixten, und dazu schnappten sie immer mit den Mäulern, als ob sie etwas sagen wollten, aber es kam nichts heraus. Klein-Anning nickte dem Spielmann zu, und da fing der an zu geigen und nun nickte auch Wilm, denn er kannte das Lied schon; der Onkel hatte es immer gezeit, wenn er heimgekommen war, und es war sehr schön, bloß ein Bißchen traurig. Dann kam die Trauung.

Wilm faßte Klein-Anning bei der Hand, und der Onkel legte seine Hand auch dazu und sagte: „Alama katalama igehualipugli; habt ihr das verstanden?“

„Ja,“ sprach Klein-Anning, und da sagte Wilm auch „ja“; und die Heringe klappten die Mäuler auf und zu, als wollten sie ebenfalls „ja“ sagen, und machten einen Diener über den andern. Es war gewiß sehr feierlich anzusehen.

„Schön,“ meinte der Onkel; „jetzt gebt euch einen Kuß, dann ist alles in Ordnung und wir können tanzen.“

Sie gaben sich wirklich einen Kuß, und Klein-Anning biß Wilm dabei in die Lippen und lachte ihn dann heimlich an. Nun kamen alle Heringe und gratulirten; man konnte es daran sehen, daß sie die Augen verdrehten, wie sie heranspazierten, und daß sie noch mehr schnappten als vorher.

Wilm aber wurde mit einem Male wieder unruhig. „Prinzessin,“ sprach er, du kannst mir noch einmal sagen, was meine Mutter macht.“

„Ja, mein Prinz,“ antwortete Klein-Anning

und legte wieder die Hand über die Augen. „Sie zieht eben das Netz auf den Strand hinauf.“

„Dann habe ich noch Zeit,“ sagte Wilm. Sie setzten sich auf die beiden größten Stühle, und der Onkel mit der Geige stieg auf einen Tisch und fing an so lustig zu geigen, daß jedem das Herz im Leibe lachen mußte. Die Haringe aber saßen sich mit den Flossen an und tanzten, daß der ganze Saal blinkte. Und am Ende fing der Onkel auch an auf seinem Tische herumzuspringen, und Klein-Anning jauchzte dazwischen und zappelte mit den Füßchen, und die Tische und Stühle hoben auch die Beine und sprangen umher, sogar die beiden großen, auf denen die Neuvermählten saßen.

Zulezt hörte der Onkel auf, da war mit einem Male alles ruhig.

Der kleine Wilm aber machte zum dritten Male ein ängstliches Gesicht und fragte zum dritten Male: „Prinzessin, was macht meine Mutter?“

„Ei, sie steht bei den Pfählen und halt's Netz ein.“

„Bring' mich hin,“ rief Wilm und sprang vom Stuhle; „jetzt kommt sie gleich an das Boot und will mich mitnehmen.“

„Du sollst hier bleiben,“ sagte Klein-Anning. „Ich lasse dich nicht fort.“

„Ich will aber fort, du dumme Dirn.“ Sie wollte seine Hand fassen, aber er riß sich los. Da stampfte sie mit den Füßen; alle Fische, die draußen

gewesen, kamen herein und schwammen mit offenen Müulern auf ihn los, und die grünen, durchsichtigen Wasserpflanzen wuchsen durch die Fenster und wurden dichter und dichter, soviel auch der kleine Wilm von ihnen zerriß. Er sah schon Klein-Anning nicht mehr, aber er hörte sie neben sich lichern, und der Onkel mußte wieder seine Geige genommen haben und lustig darauf herumkraken —

Mit einem Male gab es einen Knack, daß das ganze Schiff zitterte. Die Decke spaltete sich, und der Wilm fuhr nach oben, hinaus in das klare Wasser. Ueber dem Wasser aber schwebte eine weiße Mäwe, die schrie „krieh! krieh!“ Und als der kleine Wilm auftauchte, faßte sie ihn mit den Krallen und trug ihn in das Boot. Da war es nicht mehr der Vogel, sondern das kleine Theerpitterchen, was bei ihm war.

„Adieu, kleiner Wilm,“ sagte es und nickte ihm freundlich zu; dann war es verschwunden.

Da fühlte Wilm auch schon, daß ihn seine Mutter am Ärmel zupfte, und schlug die Augen auf. Die Sonne schien heiß in das Boot; am Himmel aber standen ein paar finstere Regenwolken.

„Hast du was gemerkt, Mutting?“ fragte er und blinzelte schlau zu ihr hinauf.

„Was soll ich denn gemerkt haben? Komm rasch mit nach Hause, sonst werden wir tüchtig naß werden.“ —

Mein Gärtchen.

Von

Georg Lang.



Mein Gärtchen ist klein,
Viel geht nicht hinein;
Doch kann ich deswegen
Selbst pflanzen und pflegen
Den ganzen Bestand
Mit eigener Hand.

Mein Gärtchen ist klein,
Viel geht nicht hinein;
Drum kenn' ich im Beete
Der Blumen jede
Und rede vertraut
Mit Gras und Kraut.

Mein Gärtchen ist klein,
Viel geht nicht hinein;
Doch pflicht' ich vom Baume
Schon manche Pflaume,
Womit ich erfreut
Auch andre Leut'.

Mein Gärtchen ist klein,
Viel geht nicht hinein;
Doch sollt ihr den Reichen,
Den Fürsten mir zeigen,
Dem größere Freud'
Sein Park wohl bent.

Räthsel.

Von
Friedrich Güll.

1.

Mit r bin ich in Stadt und Land
gefürchtet vom bösen Gewissen,
Jedoch der hungrige Magen hat
an mir manch leckern Bissen.
Mit w bin ich in Kaufmanns Hand
ein Mittel unentbehrlich,
Die Waaren darzureichen stets,
wie's recht und billig und ehrlich.
Mit j war ich in alter Zeit
oft eine Erscheinung vom Himmel,
Noch kennt man jeden Menschen an mir
im buntesten Menschengewimmel.

Mit d schuf mich die Phantasie
im Bund mit dem Gemüthe,
Bei allen Völkern bin ich am Baum
Der Sprache die lieblichste Blüthe.

2.

Biersilbig Wort nennt einen Wanderstab,
Zierlich gefleckt, doch fest, vom Weißdorn abgeschnitten,
Mit dem dein Vater einst im Wandertrab
Als lustiger Student rüstig einhergeschritten.

Dreisilbig Wort, doch ähnlich nur im Klang,
Nennt dir ein unstät Volk, oft tief im Thurm und Zwingler,
Weil's mehr noch liebt als Cimbäl und Gesang,
Den Kniff der Zauberei, den Griff der langen Finger.

Anflösung der Räthsel Seite 94.

Räthsel von **F. v. Freiburg.**

1. Der Wein.

2. Das Räthsel.

Räthsel von **Friedrich Güll.**

1. Das Land, der Sturm, der Landsturm.

2. Der Eingang und der Ausgang.

Knackmandeln

von **Robert Löwike.**

Für Sängere.

I.

Ich kenne vier Vornamen mit den Anfangsbuchstaben
E, M, P, W. Lasse ich von diesen Namen den ersten
Buchstaben fort, so geben die übrigen Buchstaben desselben
Namens, ohne daß sie umgestellt werden, wieder ein
Hauptwort.

Welches sind diese vier Vornamen?

II.

Ich kenne fünf zweisilbige Wörter von folgender Be-
schaffenheit: Lasse ich den Anfangsbuchstaben fort, so
geben die übrigen Buchstaben desselben Wortes, ohne daß
sie umgestellt werden, immer einen bekannten Vornamen.
Sucht nun diese fünf Wörter zu errathen, wenn ich sage,
daß die Anfangsbuchstaben derselben E, M, M, P, W sind.

III.

Wenn ich den Anfangsbuchstaben e von einer drei-
silbigen Form eines deutschen Zeitwortes fortlasse, so
bleibt ein bekannter männlicher Vorname übrig.

Welches ist dieser Vorname?

IV.

Wenn ich zu dem Namen eines aus der Geschichte
des alten Testaments bekannten Mannes eine Silbe hinzu-
füge, so erhalte ich einen bekannten weiblichen Vornamen.

Welches ist dieser Vorname?

V.

Es giebt ein zweisilbiges Hauptwort, welches etwas
bezeichnet, das zwar zuweilen verliehen, aber niemals
verschenkt wird. Füge ich zu diesem Worte noch eine
Silbe hinzu, so erhalte ich einen bekannten weiblichen
Namen. Wie heißt derselbe?

Anflösung der Knackmandeln Seite 95.

I. Medien.

II. Perser.

III. Malta.

IV. Soden.

V. Kreta.

VI. Bergen.

VII. Amur.

VIII. Susa.

IX. Posen.

X. Tajo.

XI. Thorn.

XII. Cera.

XIII. Morea.

XIV. Arno.

XV. Serbien.

XVI. Adrianopel.